

VIII.

Bilder aus Italien.

1. Die Lombardei.

Mit vollem Recht nennt man Italien den Garten Europas, mit nicht minderem die Lombardei den Garten Italiens und das höchst anmuthige Hügelland der Brianza den Garten der Lombardei.

Vielsach verzweigte Höhenzüge füllen diesen paradiesischen Landstrich aus, und verlieren sich in das Mailändische Flachland, in welches einer der mittleren Höhenzüge, in einen kegelförmigen Hügel auslaufend, weiter als die andern hervortritt. Dieser, auf drei Seiten gegen die Ebene zu abfallende Hügel trägt auf seiner Spitze ein Dörfchen mit einer Wallfahrtskirche, von deren Dach man eine der umfassendsten und lieblichsten Fernsichten genießt. So weit das Auge reicht, schweift der freie Blick über die unermessliche Ebene Oberitaliens, von der französischen Grenze, wo der Apennin sich von den Alpen trennt, bis wo die Romagna den Horizont begränzt, und findet nur an den eisbedeckten Alpenwänden, die in ununterbrochener Linie und immer wechselnden Formen das erhabene Gemälde schließen, einen Ruhepunkt. Zunächst sieht man zu seinen Füßen das reichste, fruchtbarste und angebaute Land Europas, die Lombardei mit ihrer grünen Ebene, ihren Nebenhügeln und schön bewaldeten Bergen. Alles, was dieses von der Natur mit allen denkbaren Rei-

zen und Vorzügen ausgestattete Gartenland der Bewunderung des Besuchers würdig macht, seine anmuthige Lage, die Ueppigkeit des unerschöpflichen Bodens, der die mannichfachen Erzeugnisse hervor-
rufende Anbau, welcher durch die wärmende Sonne und die kluge Benutzung des Wasserreichthums zum höchsten Flor gebracht ist, die Wohnungen der dicht gedrängten, verständigen und eifrigen Bevölkerung, alles dies vermag man mit Einem Blicke zu umfassen. Wir sind in der zweiten Hälfte des Monats October. Während jenseits der Berge die erschöpfte Natur bereits von ihrer Thätigkeit auszu-
ruhen beginnt, wirkt hier, wie im leichten Spiele, ihre nimmer ruhende Schöpfungskraft fort, und zaubert uns, nur im Wechsel der mannigfachen von ihr gespendeten Früchte sich erholend, im Spät-
herbste einen neuen Frühling hervor. Die zahllosen, Berg und Feld zum lieblichsten Walde umgestaltenden Maulbeerbäume prangen eben im saftigen Grün ihres zweiten Blätter Schmuckes, durch welches nur hier und da ein lichter Wiesengrund oder die schwarze Gartenerde des neubestellten Ackers verstoßen durchblickt. Dazwischen ranken sich in endlosen Reihen die hellen Rebenzüge, von der Trauben-
fülle strotzend, über Feld und Thal bis zu den Spitzen der Hügel hin, auf deren Rämmen das glänzende Laub der Kastanienbäume sich zum Busche zusammendrängt, während auf den Höhen und in der Ebene riesige Wallnußbäume mit ihren breiten Blätterkronen die lebendige Färbung der Landschaft erhöhen. Und dieses mildfreund-
liche Bild erhält erst seinen wahren Charakter durch die tausend und tausend Wohnungen, welche als Wahrzeichen menschlicher Herrschaft in den weiten Raum gesäet, dem Blick von allen Seiten gastlich entgegenwinken. Wer nennt sie alle, die unzähligen Häusergruppen, Dertchen, Dörfer und Gemeinden, welche vom fernsten Horizonte her, dicht gedrängt und gleich den hellen Perlen des Morgenthaues von der Frühsonne beleuchtet, aus dem grünen Meere empor tauchen!

Ueberall blicken uns die Spuren menschlichen, von der gütigen Natur überreich gesegneten Fleißes und ruhigen Genusses entgegen. Ein Ort reicht durch seine zerstreuten Häusermassen dem andern freundlich die Hand; allenthalben erheben sich aus der üppigen Umgebung, leicht und lustig emporsteigend, die schlanken, zierlichen Kirchtürme; vornehm dehnen sich auf den Gipfeln der Hügel und in den weiten Feldmarken die prachtvollen Landhäuser der Grundherren aus, und bescheiden bergen sich hinter dem dunklen Laub die farblosen Wohnungen der Landleute. Noch in weiter Ferne, wo eine dichtere Luftschicht schon das Land verhüllt, verwandelt sich, wenn man den Blick verweilend haften läßt, der Nebelstreif allgemach in eine belebte, farbenreiche Landschaft; ein heller Punkt tritt nach dem andern aus dem Dunkel hervor, und noch dort, wo das Bild dem matten Auge sich entrückt, zeigt im Dämmerlichte ein nach dem Himmel strebender Thurm, wohin unser letzter Blick sich richten soll.

2. Die Maremmen.

Es giebt vielleicht in ganz Europa keinen fruchtbareren Boden, als der der Maremmen ist. Man muß nur zur Zeit der Ernte herkommen, wenn die Fluth der Schnitter von den Bergen in die Ebene hinabströmt, und die Einsamkeit wie durch einen Zauberschlag plötzlich bevölkert wird. Es war am Ende des Juni, als ich an einem herrlichen Morgen eine jener schmutzigen Schenken verließ, in denen man hier zu übernachten gezwungen ist. Bald traf ich auf ein Heer von nahe an tausend Schnittern, welche so eben ihre Arbeit begonnen hatten. Was mir an ihnen am meisten auffiel, war ihr

düsteres Schweigen; kein anderer Ton wurde hörbar, als das Knirschen der Sichel und das Rascheln des Getreides. Alle arbeiteten in einer Reihe, und die Aufseher zu Pferde trieben, den Stock in der Hand, zur Arbeit an. Wenn hier und da ein schwaches Weib hinter den übrigen zurückblieb, so trieb ein hartes Wort oder ein Schlag mit dem Stocke sie wieder in ihre Reihe. Zwar erhob sich hin und wieder ein dumpfes Murren der Entrüstung unter den Arbeitern, aber eine drohende Geberde war die Antwort, und Alles schwieg wieder, wie zuvor.

Nach einiger Zeit wurde die Scene durch ein fernes Geräusch unterbrochen. Es war ein Heer von Schnittern, welche ihre Arbeit vollendet hatten, und mit Schalmeien und unter fröhlichen Gesängen in ihre Berge zurückkehrten. Auf diesen Bergbewohnern beruht hier der ganze Ackerbau; sie pflügen, säen und ernten, sie allein hüten auch die Heerden, denn die Maremmen selbst haben so wenig Bewohner, daß hier ohne die Arbeiter aus dem Gebirge Ackerbau und Viehzucht unmöglich wäre. So düster und still die Arbeitenden waren, so lärmend und lustig zogen die in die Heimath zurückkehrenden an mir vorüber. Uebrigens grüßte keine der beiden Parteien die andere, obwohl sie Landsleute, vielleicht gar Nachbarn waren.

Lange Zeit, nachdem der fröhliche Zug sich entfernt hatte, schleppten sich einige Nachzügler mit langsamen Schritten auf der Landstraße hin. Ihre franke Farbe und ihre hohlen Augen bewiesen, daß das Fieber sie verzehrte und das Gift der Maremmen-Luft in ihren Adern floß. Sie waren gekommen, um durch anstrengende Arbeit Brot für ihre Kinder zu erwerben, und hatten nur Krankheit und Tod gefunden.

Es ist ein elendes Leben, das diese Bewohner der Abruzzen führen. Jahr aus, Jahr ein bemühen sie sich, um dem steinigen Boden einige dürftige Aehren abzugewinnen, und auch von dem We-

nigen, das sie erbauen, nimmt die Regierung noch die Hälfte in Anspruch. So müssen sie denn, trotz Fieber und Tod, immer wieder in die Maremmen wandern, um nur die nothwendigsten Bedürfnisse ihrer Familien befriedigen zu können. Von der jämmerlichen Armut, die in ihren Dörfern herrscht, kann ein Deutscher sich keinen Begriff machen; kommt man aber vollends zur Zeit der Auswanderung hin, so findet man nicht einmal Menschen in denselben, mit Ausnahme einiger Greise, der kranken Weiber und der ganz jungen Kinder. In den sumpfigen Gräben, die sie Straßen nennen, treiben sich Schweine und Kinder bunt durch einander umher; die Weiber sitzen spinnend vor den Thüren, singen traurige Lieder mit einer noch traurigeren Stimme, und zählen angstvoll Tage und Stunden bis zur Rückkehr ihrer Männer. Zieht endlich die Schaar heran, so erklettern sie die höchsten Felsen, betrachten angstvoll die durch das Fieber gelichteten Reihen, und erheben dann, wenn ihre Väter oder ihre Männer fehlen, in Verzweiflung ihr Klagegeschrei, während die Andern die Luft mit Jubel erfüllen.

Ich hatte den fleißigen Schnittern lange Zeit zugesehen, und machte mich endlich auf den Weg, um Rom wo möglich noch vor Abend zu erreichen. Den ganzen Tag über sah ich dieselben Scenen, hier ein großes Feld mit Schnittern, dort ungeheure mit Garben beladene und von Büffeln gezogene Wagen, weiterhin einen Haufen erschöpfter Arbeiter, welche im Schatten einiger Fichten schliefen, oder endlich eine Heerde von Pferden, welche auf dem festen Boden das Getreide ausstampften.

Glücklicher, als das Loos der Schnitter, ist das der Hirten in den Maremmen. Diese steigen im Winter von den Gebirgen herab, und kehren im Frühling mit ihren Heerden dahin zurück. Sie sind ein ungebildetes, aber ehrliches und gastliches Geschlecht, dem dies unstäte Nomadenleben und die unumschränkte Herrschaft über die

ihm anvertrauten Heerden eine Kraft und Unabhängigkeit des Charakters giebt, welche der sklavische Schnitter nicht kennt. Mit einer Lanze bewaffnet, reitet der Hirt in seinem Gebiete umher, und bestraft mit dem scharfen Eisen die ungehorsamen Thiere.

3. N o m.

In einer abscheulichen, mit allerlei Gepäc vollgestopften Kutsche fuhren wir durch eine öde, traurige Gegend der Hauptstadt der christlichen Welt zu. Vor dem Wagen her schwankten drei große Schattenbilder von Pferden, von denen zwei zu beiden Seiten der Deichsel, das dritte zehn Schritte vor ihnen ging. Es verging keine halbe Stunde, ohne daß unsere Kasse in rührender Eintracht hinfanken, und Zügel, Stränge und Kutscher so tief in ihren Fall verwickelten, daß wir Passagiere eiligst herbeispringen mußten, um die Ordnung herzustellen.

Die Unterhaltung meiner Reisegefährten war nicht anziehender, als der Weg und das Fuhrwerk. Sie drehte sich um die Räubereien, die kurz zuvor auf den verschiedenen Landstraßen im Kirchenstaat ausgeführt worden waren. Namentlich war auf dem Wege, auf dem wir uns befanden, eine Woche vorher eine Diligence mit achtzehn Passagieren, Deutschen, Russen, Engländern, Franzosen und Italienern, in der Nacht von sechs Räubern angefallen worden, von denen vier mit Schießgewehr und zwei mit Stöcken bewaffnet gewesen waren. Die Passagiere hatten aussteigen und sich mit dem Gesicht auf den Boden legen müssen; dann waren sie ihrer Baarschaft, ihrer Kostbarkeiten und ihres ganzen Gepäcks beraubt worden.

Uns ging es nicht so schlimm. Wir wurden nicht angefallen, dafür aber plagte uns die Hitze auf eine entsetzliche Weise. Schlimmer noch waren die Schaaren von Ungeziefer, die in den elenden Wirthshäusern, in denen wir übernachteten und zu Mittag aßen, über uns herfielen.

Als wir uns den berühmten Pontinischen Sümpfen näherten, war ich im höchsten Grade überrascht, denn ich hatte mir von ihnen ein ganz anderes Bild entworfen. Ich hatte eine Wüste erwartet und über derselben eine schwere, verpestete Luft; statt dessen fand ich eine schöne, von Platanen und Akazien eingefasste Straße, auf der einen Seite derselben einen breiten Entwässerungskanal, auf welchem kleine, mit Binsen und Heu beladene Schiffe fuhren, jenseit desselben große, ruhig weidende Kühe, ringsum aber ein schönes, frisches Grün. Der Luft war durchaus nichts anzumerken; unser Betturino warnte uns jedoch vor dem Einschlafen, weil man sonst sich dem Fieber aussetzt. Als gegen Mittag die Hitze unerträglich wurde und eine bedenkliche Mattigkeit sich der ganzen Gesellschaft bemächtigte, ließ unser gefälliger Betturino, um uns wach zu erhalten, mit einer Stentorstimme ein Lied erschallen. Dann mußten wir ihm einzeln sagen, wie uns sein Gesang gefallen habe, und so fuhr er fort, bis wir die Sümpfe hinter uns hatten. Da brach er plötzlich ab und sagte: „Jetzt, meine Herren, können Sie schlafen.“ Aber schon nach kurzer Zeit eröffnete sich uns die Aussicht auf eine weite Ebene, an deren Ende sich die Peterskuppel erhob.

„Da ist Rom!“ rief freudig der Betturino, und die ganze Gesellschaft klatschte in die Hände. Der Eindruck, den die merkwürdige römische Campagna hervorbringt, ist der eines Riesenkirchhofes. Der leichenfarbige Boden scheint erstorben, und auf allen Seiten ist man von Trümmern umgeben; gewaltige Wasserleitungen erheben die Arme ihrer zerbrochenen Bogen; große Mauerstücke, die zu

ihrem Einsturze noch ein oder zwei Jahrhunderte bedürfen, hängen schwebend in der Luft; einige Gräber, welche hundert Stürme überdauert haben, stehen noch aufrecht.

Während der Zollaufseher am Thore mit unserem Betturino verhandelte und wir abgestiegen waren, um die umhergestreuten ehrwürdigen Trümmer zu betrachten, drängte sich ein schlanker Bursche an uns heran und fragte: „Wo wollen die Herren absteigen?“

Jeder hatte sein Quartier, nur ich nicht. Ich fragte den Betturino um Rath, und er meinte, ich solle nur dem Burschen folgen, der werde mich schon gut unterbringen. Nach einer Stunde war ich in einem schönen Zimmer eingerichtet. Unter meinem Fenster lag ein kleiner Garten mit einem Springbrunnen und einem großen, bis zu mir hinaufreichenden Feigenbaum; einige Schlingpflanzen liefen die Mauer entlang. Ich war bald so heimisch in meiner Behausung, als hätte ich hier schon Jahre lang gewohnt.

Am folgenden Morgen suchte ich das Kaffeehaus auf, das, wie ich wußte, der Sammelplatz meiner Landsleute war. In Begleitung einiger alten Freunde, die ich dort traf, machte ich mich dann auf den Weg, um mich erst auf den Straßen und Plätzen umzusehen. In vielen derselben, namentlich auf dem Corso und dem spanischen Plage, herrscht ein rühriges Leben; aber in den entfernten Stadtvierteln findet man wahre Wüsten, Reihen von Ruinen, Dornbüsche und Gesträuche auf den verfallenen Mauern und schweigende Gassen, in denen die Tritte melancholisch wiederhallen. In den ersten Tagen hat man Mühe, seine traurige Stimmung zu bewältigen, aber Langeweile empfindet man durchaus nicht. Ein eigenthümlicher Reiz, der über diesen großen Trümmern liegt, ruft bald eine ganze Reihe bis dahin unbekannter Empfindungen hervor, ein neues Leben geht in euch auf, und noch könnt ihr nicht absehen, wie weit diese neue Welt euch fesseln wird. Dieser Eindruck wächst von Tage zu Tage,

bloß durch die Macht, welche eine große Vergangenheit auf den denkenden und fühlenden Menschen ausübt.

Ich habe zu Rom einen Engländer gesehen, der im Alter von zwanzig Jahren London verlassen hatte, in der Absicht, sechs Monate zu seiner Reise in Italien zu verwenden. Er ist jetzt sechzig Jahr alt, und verspricht sich noch immer, seine Reise zu vollenden, wenn er seines Aufenthalts zu Rom überdrüssig geworden sein wird. Gewöhnlich ist man schon nach zwei oder drei Monaten so gefesselt, daß man das Abreisen vergißt. Hat man dagegen diese Zeit überstanden, ohne von einer wahren Leidenschaft für die ewige Stadt ergriffen zu werden, so läuft man keine große Gefahr mehr.

Eine der größten Reize der römischen Straßen ist die reiche Fülle frischen Wassers, welches sich in Springbrunnen auf den Plätzen erhebt, unter den Vorhallen murmelt und aus allen Mauern springt. Die Wasserkäufer schlagen ihre Buden um die Wasserbehälter auf, lassen ihre Gläser beständig unter den herabfallenden Strahlen stehen, und bieten den Vorübergehenden Erfrischungen von einladender Reinlichkeit und Klarheit an. Drei Wasserleitungen genügen gegenwärtig; man kann sich denken, wie das alte Rom versorgt sein mußte, als vierzehn Wasserleitungen zugleich thätig waren.

Die Erzählung aller Denkmäler, Museen und Galerien Roms würde schon einen mäßigen Band füllen. Ich habe vierzehn Tage lang jeden Morgen mehrere Denkmäler und wenigstens eine Bildergalerie besucht, und doch nicht Alles gesehen. Deshalb braucht der Leser keine Wanderung durch künstlerische Labyrinth zu fürchten; nur Einzelnes will ich herausheben, was mich besonders ansprach und nicht in den Katalogen stand.

Wenn man eine richtige Vorstellung von der Größe der Peterskirche bekommen will, so muß man wenigstens bis auf die Plattform steigen, welche so breit ist, daß man sich auf einem öffentlichen

Platze zu befinden glaubt. Ein Maulesel, dessen man zur Reinigung derselben bedarf, hat seinen Stall und seine Wagenremise dort oben in einem Winkel.

Die Bäder des Caracalla erwecken durch ihre ungeheuren Verhältnisse kein geringeres Erstaunen als das Kolosseum. Der Kaiser badete dort mit seinem ganzen Hofe. Darauf streckten sie sich auf Ruhebetten um ein weites Gymnasium, und schauten den Kämpfen der Gladiatoren zu. Auch Tanz- und Musiksäle waren vorhanden. Heute geht man auf zerbröckeltem Mosaikboden; dichter Epheu schlingt sich um die Pfeiler, die Badesäle sind zu Rosenfeldern geworden. Heerden von Mauerschwalben nisten in den Spalten, und schwärmen zwitschernd unter den hallenden Gewölben. Ich kam zufällig an einem Festtage hin; Leute aus dem Volke saßen im Kreise unter dem Schatten der Mauern beim fröhlichen Mahle, und sprachen jenes reine, wohltonende Italienisch, welches nur in Rom das Ohr des Fremden entzückt.

Alle Handbücher empfehlen dem Reisenden ausdrücklich, das Pfingstfest in Rom anzusehen. Ich hatte mit Absicht, zum Theil aus Furcht vor den Engländern, die dann die Stadt förmlich überschwemmen, diese Zeit für Sicilien bestimmt. Der Zufall entschädigte mich für den gehaltenen Verlust. Ich kam nämlich nach Rom gerade zum Petersfeste, welches ebenfalls mit einer Erleuchtung der Peterskuppel und einem großen Feuerwerk gefeiert wird. Zu Neapel ist die katholische Religion liebenswürdig, zu Rom prächtig und erhehend. Die Erleuchtung der Peterskuppel, welche man von allen Stadttheilen aus sehen kann, macht einen magischen Eindruck, die Girandola der Engelsburg aber bleibt hinter den großen Feuerwerken der Julifeste in Paris zurück.

So starr und unbeweglich der Neapolitaner ist, so gelehrig und gefällig ist der Römer. Dabei giebt Jeder, auch der ärmste Mann

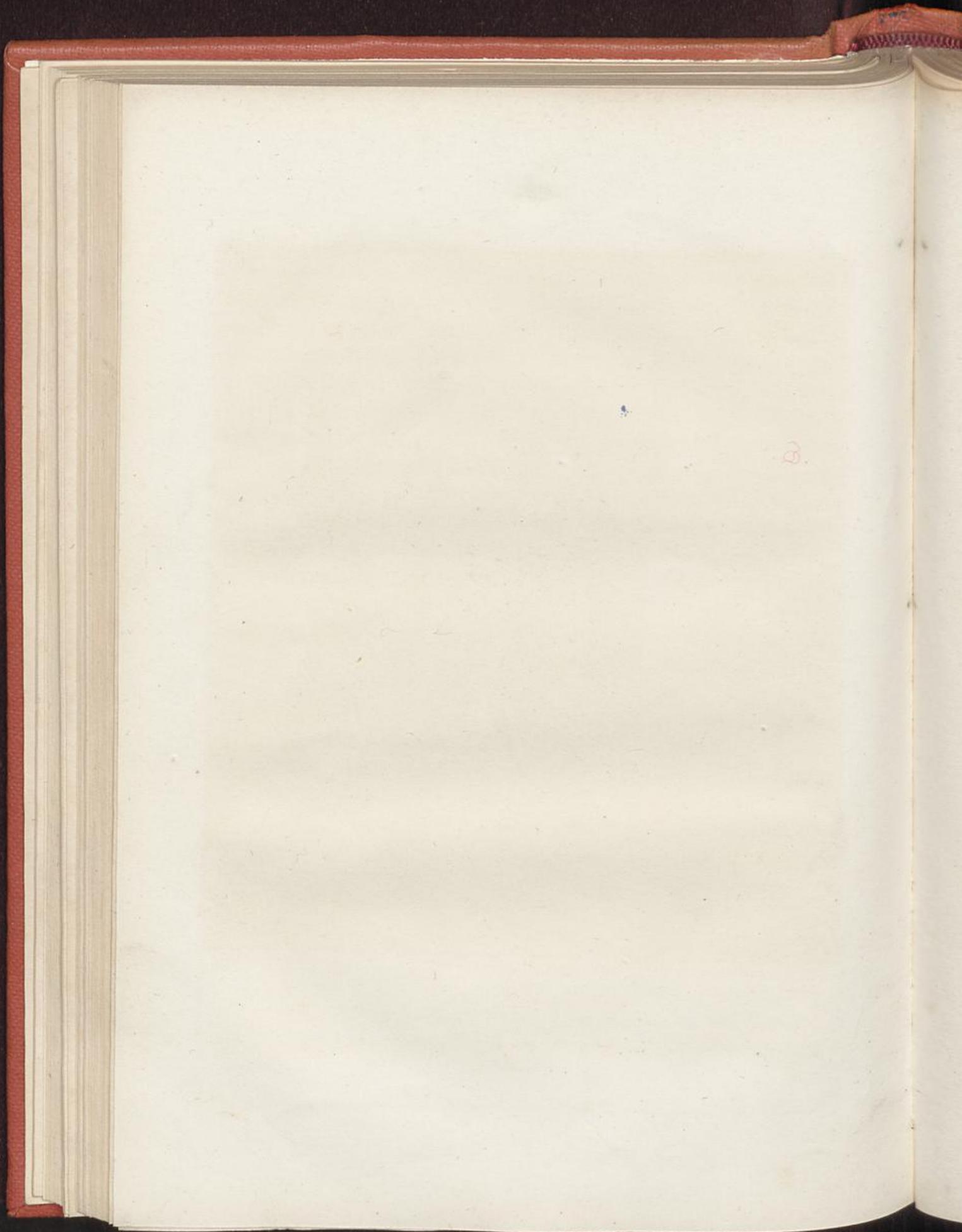
in Rom, eine anziehende und malerische Gestalt ab. Mit seinem spitzigen, von der Sonne gebräunten Hut, seinem Mantel von unaussprechlicher Farbe, seinen büffelledernen Beinleidern, seinem breiten, offenen Halse, seiner dunklen Gesichtsfarbe, seiner Adlernase und den schönen Umrissen seiner ganzen Gestalt muß er das Interesse jedes Malers und Zeichners erregen. Die schönsten Männer- und Frauengestalten finden sich auf dem rechten Tiberufer. Die Bewohner desselben behaupten, von den alten Römern, ohne irgend eine Vermischung mit Barbaren, abzustammen. Haben sie auch nicht alle Tugenden der alten Römer geerbt, so besitzen sie doch den Stolz derselben. Dagegen ist Fröhlichkeit, Anmuth und Höflichkeit mehr auf dem linken Ufer zu Hause.

Ich glaubte in Sicilien und Neapel die Hitze einigermaßen kennen gelernt zu haben, aber gegen Ende Juni entdeckte ich zu Rom, wie wenig ich bisher in dieser Beziehung erfahren hätte. Der Himmel sah aus wie geschmolzenes Erz, und eine brennende Luft trat an die Stelle der Morgenkühle. Vor zwölf Uhr ging Jedermann nach Haus, schloß die Läden der Fenster, und streckte sich bis fünf Uhr aufs Bett. Die Stadt gehörte während dieser Zeit den Hunden und Ratten.

Meine nordische Natur konnte sich nicht sogleich an diese Lebensart gewöhnen, und so kam es oft, daß ich während der Mittagsruhe oder Siesta wach blieb. Eines Tages faßte ich um zwei Uhr den kühnen Plan, einen französischen Maler zu besuchen, der auf dem Monte Cavallo wohnte. Die Stadt war wie ausgestorben. Als ich nach dem Quirinal gelangte, schellte ich dreimal an einer kleinen Pforte. Nach zehn Minuten steckte eine Alte den Kopf heraus und fragte: „Wer ist da?“ — „Ich komme den Herrn zu besuchen!“ sagte ich. Sie sah mich verwundert an und schloß das Fenster. Nach wieder zehn Minuten hörte ich sie nach einem Mädchen rufen,



Rom.



und nach einer langen Pause erschallte auch die Antwort. Das Mädchen schlief am Ende des Gartens; endlich hörte ich sie seufzend die Mauer entlang kommen. Sie fragte mich durch die Thür, eben so wie die Alte, und öffnete darauf. Mein junger Maler schlief eben so wenig wie ich; er ruhte nur auf einer Terrasse, und schickte bei meiner Ankunft das Mädchen ins Kaffeehaus, um Sorbet zu holen.

„Man möchte sich doch endlich,“ sagte ich, „zu den Sitten des Landes bekehren.“ — „Wir wollen's versuchen,“ antwortete der Maler; „hier ist eine Matrage; darauf können wir bis fünf Uhr schlafen.“

Raum begannen mir die Augen zuzufallen, als sich eine helle Pfeife vernehmen ließ und mein Landsmann ans Fenster eilte. „Stehen Sie auf,“ sagte er, „und geben sie diesem Bettler auch einen Bajacco.“ — „Recht gern,“ erwiderte ich, „aber wenn Sie mich um jeden vorübergehenden Bettler aufwecken, so werden wir vom Schlafe nicht sonderlich viel verspüren.“ — „Wegen der anderen werde ich Sie nicht belästigen. Aber dies ist der Pifferaro; hören Sie seine Pfeife?“ — „Lassen Sie ihn pfeifen.“ — „Scherzen Sie nicht. Dieser Schurke bringt denen, welche ihm nichts geben, sicher Unheil. Das ist hier eine allbekannte Sache. Sehen Sie nur, wie die Nachbarn ihre Bajaccos regnen lassen. Ich gebe ihm lieber einen kleinen Tribut, als daß ich mich seinem Zorn aussetze.“ — „Daran thun Sie sehr wohl,“ sagte ich, und erblickte durch das Fenster einen Greis, der sich kunstreich in seine Lumpen gewickelt hatte. An seinem Hut ohne Deckel prangte eine Fasanenfeder, und durch das zerlöchernte Hemd sah man auf der Brust ein Mosaikhalsband. Am Gürtel hing eine Schiefertafel und eine eiserne Gabel. Auf dem Rücken trug er einen leinenen Quersack, und an der Seite hatte er einen an einem rothen Bande hängenden rostigen Degen.

Sein Bart, seine mageren Züge und seine langen Augenbraunen gaben ihm ein überaus malerisches Ansehn. Die Gabe meines Gefährten nahm er freudig dankend auf; aber mein Bajocco hatte nicht das Glück, ihm zu gefallen, denn er warf mir einen giftigen Seitenblick zu.

„Bist Du nicht zufrieden?“ fragte ihn der Maler.

„Für einen reichen Fremden,“ antwortete der Bettler, „ist's etwas wenig.“

Ich war von Neapel aus schon an dies „zu wenig“ gewöhnt, dem man nicht entgehen kann, selbst wenn man einen Piaster statt eines Pfennigs geben wollte. Ich erzählte ihm also in der burlesken Weise der neapolitanischen Bettler, daß ich ein viel zu armer Mann sei, um ihm ein Geschenk anbieten zu können, wie es ein so bewaffneter Edelmann verdiene. Als der Pifferaro sah, daß ich über den Aberglauben spottete und das Land der wahren Bettler kannte, warf er mir einen noch giftigeren Blick zu, und ging pfeifend davon.

„Sie können froh sein,“ sagte der junge Maler zu mir, „wenn Ihnen heute nichts Aergersliches zustößt.“ — „Vor Allem,“ erwiderte ich, „wird mir ein Glück zustößen, da Sie, um mich einzuschläfern, mir die Geschichte dieses Mannes erzählen werden; das Weitere wollen wir dann abwarten.“

Ich steckte ein Cigarro an und richtete mich wieder auf der Matratze ein, während der Maler die Geschichte des Pifferaro begann: „Versstoffenes Jahr wohnte dieser Bettler auf der anderen Seite der Liber. Statt in den Straßen herumzuziehen, wie gegenwärtig, hielt er sich an einer Brücke auf, einem kleinen Kaffeehause gegenüber, in welchem er jeden Abend das Almosen vertrank. Der Wirth hatte eine schöne Tochter, welche stets finster aussah, auf jeden Scherz der Gäste mit einer Ohrfeige antwortete, sich übrigens

gut aufführte, mild gegen die Armen war und ihre Pflicht that. Zwei junge Männer aus der Nachbarschaft schienen besonderes Interesse an der schönen Giovannina zu haben, und hätten mit ihr gern das Kaffeehaus des Alten erheirathet. Der eine, Don Vespasiano, war ein schöner Mann, aber trotz seiner Höhe von sechs Fuß und seiner gewaltigen Körperstärke nicht zum Arbeiten aufgelegt. Der andere, Don Ambrogio, war zwar minder schön, als sein Nebenbuhler, aber noch stärker. Er stellte sich wie ein römischer Kaiser vor das Wirthshaus, schlug seinen löchrigen Mantel in Falten, und da er kein Geld hatte, um in die Schenkstube hineinzugehen, wartete er, daß Giovannina auf der Schwelle mit ihm plaudern sollte. Das Mädchen gab dem Vespasiano den Vorzug, und wenn sie Wasser holte, verweilte sie gern am Brunnen, in dessen Schatten er schlief, und plauderte mit ihm zum großen Mißfallen des Don Ambrogio, dem sie stets antwortete, daß sie zu viel im Hause zu thun habe, um sich bei ihm auf der Straße zu versäumen. Der Vater wünschte keinen von beiden zum Schwiegersohn, und öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster, um ihnen einige derbe Schimpfwörter zukommen zu lassen und sie anderswohin zu verweisen. Man antwortete ihm auf ähnliche Weise und entfernte sich, um nach einigen Minuten wiederzukommen.

Eines Sonntags hatten die beiden Nebenbuhler etwas Geld in ihrer Tasche und traten in die Wirthsstube. Eine Flasche Wein hatte ihnen den Kopf erhitzt, und sie begannen, sich wilde Blicke zuzuwenden, als der Pifferaro seine Pfeife vor dem Fenster erschallen ließ. Vespasiano gab ihm einen Bajocco, aber Ambrogio warf ihm ein Salatblatt ins Gesicht und hieß ihn zum Teufel gehen.

„Don Vespasiano, sei gesegnet,“ rief der Bettler, „ich werde Dir Heil bringen. Du wirst in deinem Vorhaben glücklich sein.“ Darauf wendete er seine braunen Augen gegen Ambrogio und lachte

ihm ins Gesicht. Am folgenden Tage brachte der Vater den Sohn eines Drechslers, einen geschickten Arbeiter, ins Haus, und sagte der Tochter, daß er seine Werbung angenommen habe. Die Tochter nahm den aufgedrungenen Bewerber kalt auf, wagte aber nicht, von ihrer Zuneigung zu Vespasiano zu reden. Don Ambrogio, stets auf seinem Posten, hatte bemerkt, was ihm drohte. Als der Drechsler am späten Abend aus dem Gasthause trat, sprach eine bis an die Augen in den Mantel gehüllte Figur zu ihm: „Ich verbiete Dir, wieder in dieses Gasthaus zu kommen.“ Der junge Mann antwortete, daß er so oft wiederkommen werde, als ihm beliebt. Darauf zog Ambrogio sein Messer, verwundete ihn in die Brust und stürzte sich dann auf ihn, um sein Werk zu vollenden.

Vespasiano und der Pifferara liefen auf das Geschrei des Verwundeten herzu. „Hilf ihm nicht,“ sagte der Bettler; „und Dein Glück wird bald gemacht sein.“ Vespasiano befolgte den Rath, ging nach Hause, ließ den Mörder sein Werk vollenden, und da am Mittage die Lotterie gezogen wurde, so gedachte er der Worte des Bettlers, ließ sich bei seinen Freunden einige Paoli, und, war es nun sein Glück oder die prophetische Gabe des Bettlers, er kam mit einer Ambe heraus. Er gewann achthundert Paoli, für ihn ein gewaltiges Kapital, und da Ambrogio von der Polizei festgenommen und der Drechsler ermordet war, so heirathete er Giovannina. Die Geschichte machte Aufsehen und begründete den Ruf des Pifferaro. Jetzt wohnt der Bettler am Belisarsthore in einer erbärmlichen Hütte; doch hat er jedesmal, wenn er ausgeht, eine reiche Ernte. Man sieht ihn niemals in den schönen Stadttheilen; er zieht die öden Straßen vor. Wehe dem, der ihm seinen Bajocco verweigert; es droht ihm desselben Tages sicher ein Unglück.“

Ehe mein Freund die zweite Geschichte begann, war ich eingeschlafen, und er befolgte mein Beispiel. Wir erwachten erst, als

es schon finstere Nacht war. In den Speisehäusern wollte man uns nichts mehr geben, die Villa Borghese war verschlossen, und als wir ins Theater kamen, ging eben der dritte Akt an. Das waren die Folgen von der Drohung des Pifferaro.

Nach einem Monate hatte ich mich vollkommen eingewohnt und wurde gewahr, daß die Zauberstadt mich in ihren Fesseln hielt. Es kostete mir große Mühe, mich loszureißen, und ich ließ dreimal bei dem Betturino das Aufgeld im Stich, um nur noch einen Tag länger in Rom verweilen zu können.

4. Das Carneval.

In keinem Lande der Welt wird das Carneval mit solchem Pomp und so lärmenden Vergnügungen gefeiert, als in Italien, namentlich in Rom, Neapel und Venedig. Alles ist dann maskirt; Mönche und Nonnen selbst führen in ihren Klöstern Schauspiele auf; auch ist es ihnen dann erlaubt, die Klostermauern zu verlassen und an den Lustbarkeiten des Volkes theilzunehmen. In allen größeren Städten werden große Spazierfahrten auf dem Corso gehalten; wer einen Wagen hat, schließt sich im Maskenanzuge an; alle Schaubühnen sind geöffnet, und in Straßen und Plätzen findet tausenderlei Spektakel statt. Alle Standesverhältnisse sind dann aufgehoben, und unter allen Ständen herrscht die ausgelassenste Lustigkeit. Jeder bemüht sich, neue possirliche Aufzüge und lächerliche Gestalten zu erfinden, und selbst der Bettler weiß sich mit seinen Lumpen festlich auszuputzen. Dabei wird jeder Scherz gutmüthig aufgenommen und lachend erwidert, denn man ist nicht bloß bemüht

sich zu ergözen, sondern auch zur Erheiterung der Anderen beizutragen.

Fast in jeder Stadt wird das Carneval auf andre Weise gefeiert. In Florenz fängt es mit einem nächtlichen Volksfeste an, bei welchem eine aus Stroh gemachte und mit Lorbeerblättern und Ephen geschmückte Figur, von zahllosen Fackeln und lauter Musik begleitet, unter dem Jubelgeschrei des Volks durch die Hauptstraßen der Stadt geführt wird. Manche reiten auf Pferden und Eseln nebenher; Andre blasen auf langen Hörnern von gebranntem Thon, die einen verzweifeltsten Lärm machen. In anderen Städten sind Klettergerüste aufgerichtet, die mit Früchten und Eßwaaren behangen sind; hier belustigt sich das Volk mit dem Ballonschlagen und Scheibenwerfen, dort mit einem Carroussel, einer Stierheze oder einem großen Pferderennen.

Ich befand mich zur Zeit des Carnevals in Rom. Der Jubel, der allen Leuten den Kopf verdrehte, hatte schon acht Tage gedauert, und nun begann auch mir der Kopf ein wenig schwindlig zu werden. Aber es half nichts, ich mußte bis zum Schluß aushalten, denn die Ausgelassenheit des römischen Volks ist so ansteckend, daß auch der kälteste Mensch nach der ersten Viertelstunde, die er auf dem Corso zubringt, ganz und gar in den Jubel mit hinein gerissen wird. Alle Tage war der ganze Corso auf das festlichste geschmückt; alle Balkone, alle Fenster waren mit den prächtigsten seidnen Teppichen geziert und mit allem, was Rom an Schönheiten aufzuweisen hatte, dicht besetzt. Auf beiden Seiten der Straße saßen auf erhöhten Stühlen die Frauen des Volks, mit den prächtigsten Kostümen angethan, und in der Mitte des Corso bewegte sich die endlose Wagenreihe langsam Schritt vor Schritt vorwärts. Für Männer ist im Wagen das größte Vergnügen zu finden. Ehe man mit dem Wagen in den Corso einbiegt, sucht man sich mit aller möglichen Provision

zum Werfen zu versehen, die hauptsächlich in Bouquets und kleinen Gyps-Confetti besteht. Uns Allen, die wir zum ersten Male in diese Geheimnisse eingeweiht werden sollten, kamen diese Vorbereitungen ein wenig übertrieben vor, und wir konnten uns kaum ein Vergnügen bei diesem gegenseitigen Bewerfen denken; doch kaum waren wir auf dem Corso angelangt, kaum waren uns aus den ersten Fenstern Blumen von schöner Hand zugeslogen, als wir uns auch schon wie die eingefleischten Römer in das heftigste Bombardement einließen. Das muß man aber auch wirklich sehen und mitmachen, um diese wahrhaft elektrische Wirkung begreifen zu können, die es, besonders beim ersten Male, auf einen Fremden hervorbringt. Mit jedem Fenster, mit jedem Balkon, mit jedem vorübergehenden Wagen oder vielmehr mit den daran, darauf und darin befindlichen Damen eröffnet man einen Kampf. Bouquets auf Bouquets fliegen hin und her; wo man auf Bekannte oder auf besondere Schönheiten stößt, muß man sich durch einen wahren Hagel von Blumen auszeichnen, der denn auch auf eben so ergiebige Weise erwidert wird. Will man sich dann noch besonders hervorthun, so wirft man noch vorzüglich schöne Blumensträuße von Rosen, Veilchen oder gar eine Camélie, so wie niedliche Bonbons und Zuckerwaaren, worauf man denn durch kleine Handarbeiten der Damen und durch selbstgemachte Blumen belohnt wird. Trifft man dagegen einen Wagen mit bekannten Männern, so entspinnt sich alsbald ein wüthender Krieg mit Confetti, die wie Hagelwolken zwischen den beiden Parteien hin- und herfliegen. Namentlich findet man hier bei den Engländern geharnischte Gegner, die Einem mit eigens dazu fabricirten Schaufeln gleich zwanzig bis dreißig Pfund von diesem Zeug ins Gesicht schütten, denen man dann mit Mehl gefüllte Eier gegen den Kopf zu werfen sucht. Schwer ist es dagegen, sich an solchen zu rächen, die von hohen Balkonen herab Einem die Confetti in solchen

Massen auf den Kopf regnen lassen, daß der Boden des Wagens fußhoch davon bedeckt ist. Doch gelingt es auch öfters, einen so gefährlichen Gegner durch eine gut gezielte Orange oder Citrone zu strafen. So sieht man den ganzen Corso herunter eine bis zur Tollheit ausgelassene Menschenmasse, die sich unter einem beständigen Blumenregen auf und ab bewegt. Wie stark derselbe ist, wird daraus wohl einleuchten, daß man im Laufe eines Nachmittags in einem Wagen eine Provision von circa zweitausend Bouquets anzuschaffen hat, während doch unaufhörlich von allen Seiten dieselben auch wieder hineinfliegen. Nach vier Uhr müssen die Wagen den Corso räumen; die Straße wird geleert und es beginnt dann das Pferderennen, worauf bis zur Dunkelheit das unterbrochene Bombardement wieder beginnt. Den höchsten Gipfel der Lust erreicht aber das Carneval am letzten Abend, wo bei anbrechender Dunkelheit jeder ein Licht anzündet. Alles ist dann erleuchtet von den Fenstern und Balkonen bis zu den Dächern, alles bis hinunter auf die Straße mit brennenden Kerzen bewaffnet, die man sich unter dem tollsten Geschrei gegenseitig auf alle mögliche Weise auszulöschen sucht. Die ganze Stadt gleicht dann buchstäblich einem auf- und abwallenden Feuermeer, überall Lärmen, Lustigkeit und Ausgelassenheit, überall schöne Weiber in den herrlichsten Costümen. Dies macht wirklich, wenn man auch durch die sieben Carnevalstage mit all ihren Tollheiten ein wenig abgestumpft ist, einen fabelhaften Eindruck.

5. Hussein Pascha in Neapel.

In einem Wagen, der für eine Person gebaut zu sein schien, in welchen aber zwölf Menschen hineingepackt waren, durchfuhr ich die glückliche Campagna von Neapel. Die Mitte des Wägelchens hatte ein dicker Mönch inne; neben ihm saßen zwei Frauen, an deren Seite ihre Männer Stehplätze inne hatten; hinter dem Mönch stand der Kutscher, und neben diesem zwei Lazzaroni; ich hatte den Kutscherstiz inne, und zwischen unsern Füßen kauerten drei Kinder. Man zähle nur Einen nach dem Anderen, Mönch, Frauen, Männer, Kutscher, Lazzaroni und Knaben, und man wird die Summe von zwölf Personen herausbringen. Es traf sich mitunter, daß unser Wagen über einen großen Stein fuhr und umwarf, und dann seine Ladung, nach Verhältniß ihrer Schwere, in allen Richtungen hinschleuderte. In solchen Fällen dachte niemand an sich selbst; die Aufmerksamkeit der Gesellschaft wendete sich allein dem Mönche zu. Hatte er Schaden genommen, so war die Reise fürs erste vorüber; man trug ihn in das nächste Haus und legte ihn zu Bett; die Frauen pflegten und hätschelten ihn und beteten für ihn. War der Gottesmann mit heiler Haut davon gekommen, so hatte Keiner das Recht, sich zu beklagen; Alles setzte sich auf seinen alten Platz, die Peitsche knallte, der Fuhrmann rief seinen Pferden zu, und der Wagen rollte mit erneuter Geschwindigkeit von dannen.

Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft in Neapel ereignete sich in dem Gasthose, den ich bewohnte, eine merkwürdige Geschichte. Das erste Stockwerk des Gasthofs war seit einigen Monaten von dem früheren Dey von Algier, Hussein Pascha, und seinen Frauen und Sklaven bewohnt. Plötzlich trat am Morgen ein schwarzer Sklave in die Küche des Hotels, und forderte das größte Messer,
Völkergemälde.

welches zu finden wäre. Der Koch gab ihm ein großes Tranchirmesser, etwa achtzehn Zoll lang, vom schärfsten Stahl und biegsam wie ein Rohr. Der Neger besah es, schüttelte zweifelhaft den Kopf, nahm es aber dennoch mit; bald darauf kehrte er indessen zurück und fragte nach einem größeren. Der Koch durchstöberte alle seine Schränke, und fand zuletzt eine Art von Hirschfänger, den er wegen seiner ungeheuren Größe fast nie gebrauchte. Hiermit schien der Neger etwas zufriedener zu sein; er steckte ihn zu sich und entfernte sich von neuem. Wenige Minuten nachher erschien er zum dritten Mal, gab das Messer zurück und forderte ein nach größeres. Die Neugier des Kochs wurde dadurch gereizt, und er erkundigte sich, wer das Messer verlange, und zu welchem Zweck.

Der Afrikaner erzählte jetzt ganz kaltblütig, daß der Dey, der seine Staaten in einiger Eile verließ, es vergessen habe, einen Scharfrichter mitzunehmen und daß er ihm deßhalb befohlen habe, ein großes Messer anzuschaffen und einem seiner Sklaven, Namens Damin, den Kopf abzuschneiden, da dieser über die Weiber nachlässig Wache gehalten habe. Eine der Frauen, Namens Zaide, habe die ihr gelassene Freiheit benutzt, um mit einem jungen Christen eine Unterhaltung anzuknüpfen, und es sei daher die Absicht Sr. Hoheit, sie in einen Sack zu stecken und bei der nächsten Spazierfahrt in der Bay von Neapel dem Verwahrsam der Meergeister zu übergeben. Ueber dies Verfahren bestürzt, bat der Koch den Schwarzen, einen Augenblick zu warten, bis er ihm ein größeres Messer holen würde, und eilte dann zu dem nächsten Polizeibeamten. Der Beamte lief sogleich zu dem Polizei-Minister; dieser rief nach seinem Wagen, und begab sich ohne Verzug in das vom Dey bewohnte Hotel.

Der Dey lag, von Kissen gestützt, auf einem Divan und rauchte aus einem kostbaren Tschibuk, während zwei Sklaven ihm Luft zufächelten. Der Minister verbeugte sich dreimal, und begann, wäh-

rend der Dey ihm zunickte: „Hoheit, ich bin der Polizei-Minister.“
 — „Ich weiß es,“ erwiderte der Dey. — „Dann werden Ew. Hoheit den Grund meines Besuchs muthmaßen können.“ — „Keinesweges. Sie sind mir aber in jedem Fall willkommen.“ — „Ich komme, um Ew. Hoheit an der Ausführung eines Verbrechens zu verhindern.“ — „Eines Verbrechens? Welches Verbrechens?“ rief der Dey, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und den Redenden mit grenzenlosem Erstaunen betrachtete. — „Es wundert mich, daß Ew. Hoheit nachfragen können,“ antwortete der Minister. „Wollen Sie nicht dem Dsmin den Kopf abschneiden lassen?“ —

„Das ist kein Verbrechen,“ entgegnete der Dey.

„Ist es ferner nicht Ihre Absicht, Zaide ins Meer zu werfen?“

„Das ist kein Verbrechen,“ wiederholte der Dey. „Ich habe Dsmin für fünfhundert Piaster und Zaide für tausend Zechinen gekauft, eben so wie ich diese Pfeife für hundert Dukaten gekauft habe.“

„Nun,“ sagte der Minister, „was folgern Ew. Hoheit daraus?“

„Daß mir diese Pfeife gehört, da ich sie gekauft und bezahlt habe, und daß ich sie also in Stücke schlagen kann, ohne daß Jemand ein Recht hätte, etwas dagegen einzuwenden.“ Und indem der Pascha diese Worte sprach, zerschlug er seine Pfeife und warf die Bruchstücke von sich.

„Alles recht gut, was die Pfeife betrifft,“ entgegnete der Minister; „aber Dsmin und Zaide?“

„Sind für mich nicht mehr als eine Pfeife,“ sagte der Dey mit ernster Miene.

„Wie!“ rief der Minister, „weniger als eine Pfeife! Ein Mann weniger als eine Pfeife! Eine Frau weniger als eine Pfeife!“

„Dsmin ist kein Mann und Zaide keine Frau; es sind Sklaven. Ich werde dem Dsmin den Kopf abschneiden und Zaide ins Meer werfen.“

„Mit nichts!“ erwiderte der Polizei-Chef, „wenigstens nicht in Neapel.“

„Hund von einem Christen!“ schrie der Dey, „weißt Du, wer ich bin?“

„Sie sind der gewesene Dey von Algier, und ich bin der neapolitanische Polizei-Minister, und wenn Ew. Hoheit grob werden, so werd' ich Sie ins Gefängniß schicken.“

„Ins Gefängniß!“ wiederholte der Dey, indem er auf seine Kissen niedersank.

„Ins Gefängniß,“ bekräftigte der Minister mit ruhiger Stimme.

„Ganz wohl,“ sagte Hussein, „ich verlasse noch diesen Abend Neapel.“

„Ew. Hoheit können gehen oder kommen, wie es Ihnen beliebt. Ich muß jedoch eine Bedingung hinzufügen: vor Ihrer Abreise müssen Sie beim Namen des Propheten schwören, daß Sie weder dem Dsmin noch der Zaide ein Leid thun werden.“

„Dsmin und Zaide sind mein Eigenthum, und ich werde mit ihnen thun, was mir gefällt.“

„Dann werden Ew. Hoheit die Güte haben, sie mir auszuliefern, um sie nach den Landesgesetzen bestrafen zu lassen, und bis dieses geschieht, wird man Ihnen nicht erlauben, Neapel zu verlassen.“

„Wer wird mich daran verhindern?“ rief der Dey, außer sich vor Wuth.

Der Minister trat ans Fenster und gab ein Zeichen. In einem Augenblick hörte man das Gepolter schwerer Stiefeln und den Klang von Sporen auf der Treppe; die Thür öffnete sich, und es kam ein riesenhafter Gendarmen-Corporal zum Vorschein, die rechte Hand an der Krämpfe seines Huts, mit der linken seinen Säbel haltend. „Gennaro!“ sagte der Polizei-Minister, „wenn ich Dir auftrüge,

diesen Herrn zu arretiren, würdest Du wohl Schwierigkeiten machen, meinen Befehl zu vollziehen?"

„Nicht die geringste, Excellenz!“ antwortete der Korporal.

„Du weißt, daß sich dieser Herr Hussein-Pascha nennt?“

„Ich wußte es nicht, Ew. Excellenz,“ lautete die Antwort.

„Und daß er Dey von Algier ist?“ fuhr der Minister fort.

„Excellenz halten zu Gnaden, ich weiß nicht, was das ist.“

„Sehen Sie?“ sagte der Minister, indem er sich an den Dey wandte.

„Soll ich?“ fragte Gennaro, indem er ein Paar Handschellen aus der Tasche nahm und auf den Dey zuging, der entsetzt einen Schritt zurücktrat. — „Nein!“ sagte der Minister, „es wird nicht nöthig sein. Se. Hoheit werden thun, was man von ihm verlangt. Geh jetzt hin, suche einen Mann, Namens Dsmin, und ein Weib, Namens Zaide, und bringe sie beide nach der Präfektur. Wenn Sie dies nicht wünschen,“ fuhr er fort, indem er sich an den Dey wandte, „so können Sie auch selbst nach Dsmin und Zaiden schicken.“

„Versprechen Sie mir, sie bestrafen zu lassen?“ fragte der Dey.

„Gewiß! Sie sollen nach der äußersten Strenge des Gesetzes bestraft werden.“ — Der Pascha klatschte in die Hände; eine verborgene Thür öffnete sich, und ein Sklave trat ins Zimmer. „Bringe Dsmin und Zaiden herunter,“ sagte der Dey. Der Sklave kreuzte die Hände auf die Brust, beugte den Kopf und verschwand, ohne ein Wort auszusprechen. Nach einem Augenblick kehrte er mit den beiden Schuldigen zurück.

Dsmin war ein kleiner, runder, dicker Kerl mit einem gutmüthigen Gesicht; Zaide war eine schöne Cirkasserin, deren Augenlieder und Zähne schwarz gefärbt und deren Nägel geröthet waren. Beim Anblick Hussein Paschas fiel der Sklave auf die Kniee; die Augen des Dey's funkelten, und seine Hand fuhr nach dem Griffe

seines Dolchs. Dömin erblaßte. Der Minister aber winkte dem Gendarmen, der sich den beiden Arrestanten näherte, ihnen die Handschellen anlegte und sie aus dem Zimmer führte. Der Minister sah den Gefangenen und ihrer Eskorte nach, bis sie um die Straßenecke bogen; dann wandte er sich wieder zum Dey. „Wenn Ew. Hoheit wünschen, so steht es Ihnen jetzt frei, Neapel zu verlassen,“ sagte der Beamte mit unerschütterlichem Gleichmuth und einer tiefen Verbeugung.

„Diesen Augenblick noch,“ schrie Hussein. „Nicht eine Minute will ich länger in einem so barbarischen Lande verweilen.“

„So wünsche ich Ew. Hoheit eine glückliche Reise,“ sagte der Minister.

„Geht zum Teufel!“ knirschte Hussein.

Ehe eine Stunde verflossen war, hatte der Dey ein kleines Fahrzeug gemiethet, ging noch denselben Abend mit seinem Gefolge, seinen Weibern und seinen Schätzen an Bord, und segelte um Mitternacht ab, indem er die tyrannische Regierung verwünschte, die einem Manne nicht einmal erlaubt, seine Frauen zu ersäufen und seinen Sklaven die Köpfe abzuschneiden. Am folgenden Tage wurden die Angeklagten vor den Polizei-Minister gebracht und verhört. Dömin wurde für schuldig befunden, geschlafen zu haben, wo er wachen sollte, und Zaide, gewacht zu haben, wo sie schlafen sollte. Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit war jedoch im neapolitanischen Gesetzbuche keine Strafe für Verbrechen dieser Art angegeben, und die beiden Verbrecher wurden folglich auf freien Fuß gestellt. Dömin ergriff das Geschäft eines Räucherkerzenhändlers, und Zaide fand bei einer Dame als Kammerfrau ein Unterkommen. Was den Dey betrifft, so verließ er Neapel in der Absicht, nach England zu gehen, in welchem Lande, wie man ihm berichtete, es

einem Manne frei steht, seine Frau zu verkaufen, wenn er sie auch nicht erfäufen darf. Er erkrankte indessen unterwegs, und mußte zu Livorno anhalten, wo er mit Tode abging.

6. Das neapolitanische Corricolo.

Man kann Neapel auf dreierlei Art besehen, zu Fuß, in einem Kabriolet oder Corricolo und zu Wagen. Zu Fuße geht man überall hin, und sieht deßhalb zu viel; zu Wagen fährt man nur durch die drei Hauptstraßen und sieht mithin zu wenig; das Corricolo ist der goldene Mittelweg. Ich schickte nach meinem Wirth und erkundigte mich, ob ich ein Corricolo auf eine Woche oder einen Monat mietzen könne; der Wirth rieth mir aber, ein solches zu kaufen, und da mir dieses zu kostspielig erschien, so sagte er: „Die Kosten sind leicht zu berechnen. Das Corricolo wird Ihnen zehn Dukaten zu stehen kommen, jedes Pferd dreißig Carlini, das Geschirr eine Pistole, das Ganze also etwa zwanzig Thaler.“ — „Wie?“ rief ich; „ich sollte für zehn Dukaten ein Corricolo haben?“ — „Ein prächtiges sogar.“ — „Ein neues?“ — „O, Sie verlangen auch zu viel. Es giebt keine neuen Corricoli. Die Stellmacher dürfen keine solche verfertigen; es ist ihnen von der Polizei untersagt.“ — „Wirklich? Und wie lange besteht dieses Verbot?“ — „Vielleicht seit fünfzig Jahren.“ — „Wie ist es aber in diesem Falle möglich, daß noch ein Corricolo existirt?“ — „Nichts ist leichter zu erklären. Es ist untersagt, neue zu erbauen, aber nicht, neue Räder für alte Kutschkasten zu verfertigen, und neue Kutschkasten auf alte Räder zu setzen. Auf diese Art wird jedes Corricolo unsterblich.“ — „Ich verstehe.

Aber die Pferde? Ist es Ihr Ernst, daß ich für acht Thaler ein Paar Pferde haben kann?" — „Ein herrliches Paar, das Sie mit Windeschnelle davonzagen wird.“ — „Aber was für welche?" — „Natürlich todte, das versteht sich.“ — „Todte?" — „Nun ja, zu einem solchem Preise können Sie keine anderen erwarten.“ — „Mein lieber Herr, erklären Sie sich näher, ich bitte Sie. Ich reise zu zu meiner Belehrung, und neue Kenntnisse aller Art sind mir im höchsten Grade willkommen.“ — „Sie kennen ohne Zweifel die Geschichte des Pferdes, ich meine die verschiedenen Abstufungen und Wechselfälle im Leben dieses edlen Thieres. Erst trägt es den Sattel, dann zieht es die Equipage, darauf den Postwagen, den Fiaker oder die Droschke, und endlich kommt es zum Abdecker. Damit ist aber die Sache bei uns noch nicht zu Ende, denn hier zu Lande kommen die Pferde vom Abdecker zu den Corricoli. Ich will Ihnen das erklären. Bei den Abdeckereien findet man hier immer Leute, die, sobald man ein Pferd hinausbringt, das Fell und die Hufe zu dem gesetzlich bestimmten Preis kaufen. Statt das Pferd zu tödten und ihm die Haut abzuziehen, nehmen es die Leute mit und benutzen es so viel als möglich, während es noch lebt. Die Haut ist ihnen am Ende doch gewiß. Das ist es, was ich unter todten Pferden verstehe.“

„Was kann man aber mit den unglücklichen Geschöpfen anfangen?" fragte ich.

„Man spannt sie vor die Corricoli," lautete die Antwort.

„Ist es möglich! Die Pferde, mit welchen ich hierher nach Neapel gereist bin — "

„Waren todte Rosse, wie man zu sagen pflegt.“

„Aber sie galloppirten den ganzen Weg?"

„Warum nicht? Die Todten reiten schnell.“

Für den durch meinen Wirth angegebenen Preis wurde ich noch an demselben Tage der glückliche Besitzer eines prächtigen, hellrothen Corricolo, mit zwei feurigen Kennern bespannt, die zur Hälfte von dem Geschirr, den Bändern und den Glocken verdeckt wurden. Umsonst versuchte ich, selbst zu fahren, da meine Geisterrosse die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen die Peitsche zu hegen schienen; ich überließ daher die Zügel einem Rosselenker von Profession, mit dessen Hülfe ich dann meine Ausflüge durch Neapel glücklich zu Stande brachte. Zuerst besuchte ich die herrlichen Promenaden, den mit Läden besetzten und von Spaziergängern wimmelnden Toledo, und alle hervorragenden Punkte des paradiesischen Neapel. Nichts Herrlicheres kann die Phantasie erträumen, als diese prächtige Stadt, die sich von dem Ufer des schönsten Meerbusens der Welt amphitheatralisch bis zu einer mit reichen Landhäusern bedeckten Bergkette hinaufzieht. Vergebens wäre es, wollte man das Gewühl und das bewegte Leben in den Straßen beschreiben, das Rufen der Verkäufer, welche ihre Waaren ausbieten, das Geräusch, das die auf den Straßen arbeitenden Handwerker verursachen, und das Durcheinanderlaufen aller dieser bunten, malerischen Gestalten.

2. Der Engländer in Pompeji.

Vor einiger Zeit war ein Lord direct aus England zur See nach Neapel gekommen, und hatte während der Reise folgende Betrachtung angestellt: Mit Geld werde ich Alles haben können, was mir gefällt. Er entdeckte bald, daß er sich geirrt habe. Das Dampfboot ankerte im Hafen von Neapel eine halbe Stunde nach der Zeit,

wo es den Passagieren zu Landen gestattet ist. Der Engländer, der äußerst seckrank war und um jeden Preis aus Ufer zu kommen wünschte, schickte zum Hafen-Kapitän und ließ ihm hundert Guineen anbieten, wenn er ihm zu Landen gestatte. Die Quarantaine-Berordnungen sind in Neapel ungemein streng; der Hafen-Kapitän hielt den Engländer für verrückt und lachte über seinen Antrag. Dieser sah sich daher genöthigt, am Bord zu schlafen, und machte seinem Aerger durch Verwünschungen der Quarantaine-Gesetze und ihrer Urheber Luft.

Sobald er ans Land gestiegen war, machte er sich auf den Weg, um die Ruinen von Pompeji zu besuchen. Da eben keiner von den gewöhnlichen Führern zur Hand war, so miethete er statt dessen einen Lazzarone. Er hatte die Widerwärtigkeit vom vorigen Abend nicht verschmerzt, und um sich zu rächen, schimpfte er während der ganzen Fahrt nach Pompeji auf den König Ferdinand, und zwar im besten Italienisch, dessen er mächtig war. Der Lazzarone, den er bei sich im Wagen hatte, hörte ihn ruhig an, so lange sie sich noch auf der Landstraße befanden. Die Lazzaroni mischen sich selten in Politik, und es ist ihnen gleichgültig, was über Kaiser und König gesagt wird, so lange man nicht die Jungfrau Maria, den heiligen Januarius und den Vesuv beleidigt. Als sie jedoch bei den ersten Häusern von Pompeji anlangten, legte der zerklumpte Führer den Finger an die Lippen, zum Zeichen, daß man hier schweigen müsse. Entweder verstand der Reisende diese Bewegung nicht, oder er hielt es unter seiner Würde, darauf Acht zu geben; er fuhr daher fort, zu schmähen und zu schimpfen.

„Verzeihung, Excellenz!“ sagte endlich der Lazzarone, indem er mit der Leichtigkeit eines Harlekins aus dem Wagen sprang; „Verzeihung, aber ich muß nach Neapel zurückkehren.“ — „Woraus das?“ fragte der Engländer in seinem gebrochenen Italienisch. — „Weil

ich mich nicht gern hängen lasse.“ — „Und wer darf es wagen, Dich zu hängen?“ — „Der König.“ — „Warum?“ — „Weil Sie übel von ihm reden.“ — „Ein Engländer hat das Recht, Alles zu sagen, was ihm beliebt.“ — „Das kann sein, aber ein Lazzaroni nicht.“ — „Aber Du hast ja nichts gesagt.“ — „Aber ich höre Alles.“ — „Wer kann es Dir wiedersagen, was Du hörst?“ — „Der Invalide, der uns durch Pompeji begleitet.“ — „Ich brauche keinen Invaliden.“ — „Dann können Sie Pompeji nicht besuchen.“ — „Nicht, wenn ich bezahle?“ — „Auch dann nicht.“ — „Aber ich will doppelt, dreifach, vierfach bezahlen, was sie nur fordern.“ — „Hilft Alles nichts.“

„Hm!“ sagte der Engländer, indem er in tiefes Nachdenken verfiel, während dessen sich der Lazzarone mit dem Versuch belustigte, über seinen eigenen Schatten zu springen. „Ich will einen Invaliden nehmen,“ begann endlich der Reisende. — „Ganz wohl,“ erwiderte der Lazzarone, „wir wollen ihn nehmen.“ — „Ich werde aber Alles vor ihm sagen, was mir beliebt.“ — „In diesem Fall wünsche ich Ihnen einen guten Morgen.“ — „Nein, nein! Du mußt bleiben.“ — „Erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen einen guten Rath zu ertheilen. Wenn Sie in Gegenwart des Invaliden Alles sagen wollen, was Ihnen beliebt, so nehmen Sie einen tauben.“ — „Ha! ha!“ rief unser Engländer, über den Einfall entzückt; „ja wohl, einen tauben! Hier ist ein Pfaster für Deine glückliche Idee.“ Der Lazzarone eilte nach der Wachtstube, und kehrte bald mit einem tauben Invaliden zurück.

Während sie die gewöhnliche Runde durch Pompeji machten, fuhr der Engländer fort, Seine neapolitanische Majestät mit allen möglichen Ehrentiteln zu belegen, ohne daß der Invalide sie hörte oder der Lazzarone darauf Acht gab. Sie besahen die Gräberstraße, die Häuser des Diomed und des Cicero, und kamen endlich nach

dem des Sallust, wo ein Frescogemälde in einem der Zimmer unserem Engländer auffiel. Er setzte sich sogleich nieder, nahm Taschenbuch und Bleistift heraus, und begann es zu kopiren. Kaum hatte er jedoch einen Strich gemacht, als der Invalide und der Lazzarone sich ihm näherten. Ersterer wollte sprechen, aber der Andere nahm ihm das Wort aus dem Munde.

„Excellenz,“ sagte er, „es ist verboten, die Frescos zu kopiren.“ — „D!“ sagte der Engländer, „ich muß diese Kopie machen; ich will dafür bezahlen.“ — „Es ist nicht erlaubt, wenn Sie auch bezahlen.“ — „Aber ich will zehnmal den Werth davon bezahlen. Dieses Bild muß ich durchaus kopiren; es ist so komisch.“ — „Wenn Sie es thun, so wird der Invalide Sie nach der Wache bringen.“ — „Pah! Ein Engländer hat das Recht, zu thun, was ihm gutdünkt.“ Und er fuhr mit seiner Skizze fort. Der Invalide näherte sich ihm mit unerbittlicher Miene. — „Verzeihung, Excellenz!“ sagte der Lazzarone; „möchten Sie wohl gern dieses Gemälde und auch so viele andere kopiren, als Ihnen beliebt?“ — „Natürlich möchte ich das, und werde es auch thun.“ — „Erlauben Sie mir dann, Ihnen einen Rath zu geben. Nehmen Sie einen blinden Invaliden.“ „Herrlich!“ schrie der Engländer, dem dieser Rath noch mehr gefiel als der erste, „jedemfalls nehmen wir einen blinden. Hier sind zwei Piaster für den Gedanken.“

Sie verließen das Haus und dankten ihren Begleiter ab, worauf sich der Lazzarone nach der Wachtstube begab und einen stockblinden Invaliden miethete, der von einem schwarzen Pudel geführt wurde.

Der Engländer wollte sogleich nach dem Hause des Sallust zurückkehren, um seine Zeichnung zu vollenden; aber der Lazzarone überredete ihn, es eine Zeitlang aufzuschieben, um keinen Verdacht zu erregen. Sie setzten also ihre Wanderung fort, von dem Inva-

liben oder vielmehr von seinem Hunde geleitet, der eine sehr genaue Kenntniß der verschütteten Stadt entwickelte. Nachdem sie die Schmiede und andere Merkwürdigkeiten besehen hatten, kehrten sie nach der Wohnung des Sallust zurück, wo der Engländer seine Skizze beendigte, während der Lazzarone mit dem Blinden schwatzte und seine Aufmerksamkeit abzog. Er machte hierauf noch andere Zeichnungen, und in einigen Stunden sein Portefeuille schon halb voll.

Sie kamen zuletzt an die Stelle, wo die Ausgrabungen vor sich gingen. Man hatte eine Anzahl kleiner Büsten, Statuen und anderer Merkwürdigkeiten entdeckt, die in das benachbarte Haus gebracht wurden. Der Engländer ging hinein, und wurde durch eine kleine, etwa sechs Zoll hohe Figur eines Satyrs angezogen. „D,“ rief er, „diesen Satyr muß ich kaufen.“ — „Der König von Neapel wird ihn nicht veräußern,“ entgegnete der Lazzarone. — „Ich will ihn mit Guineen aufwiegen.“ — „Er wird nicht verkauft werden,“ wiederholte der Lazzarone; „aber,“ fügte er hinzu, „ich habe Ev. Excellenz schon zweimal guten Rath ertheilt, ich will es jetzt zum drittenmal thun. Kaufen Sie diese Statue nicht — stehlen Sie sie.“ — „Ho, ho! Das wäre ganz originell, und wir haben ja einen blinden Invaliden. Vortrefflich!“ — „Ja, aber der Blinde hat einen Hund, der ein Paar gute Augen und sechszehn scharfe Zähne hat, und der auf Sie losstürzen wird, wenn Sie auch nur mit dem kleinen Finger etwas anrühren.“ — „Ich will den Hund kaufen und ihn aufhängen.“ — „Machen Sie's noch besser; nehmen Sie einen lahmen Invaliden, und da Sie hier fast Alles schon gesehen haben, so stecken Sie die Figur in die Tasche, und laufen weg. Mag er Ihnen nachrufen, so viel er will; er wird Ihnen nicht nachlaufen können.“ — „Vortrefflich!“ schrie der Engländer, indem er vor Lachen plätschen wollte; „hier sind drei Piaster für Dich. Hole mir einen lahmen Invaliden.“

Um nicht den Verdacht des Blinden und seines Hundes auf sich zu ziehen, stellte er sich in den Anblick eines von Muscheln gebildeten Springbrunnens vertieft, während der Lazzarone einen dritten Führer aufsuchte. In einer Viertelstunde kehrte er zurück, von einem Invaliden mit zwei Stelzfüßen begleitet. Sie gaben dem Blinden drei Piaster, zwei für ihn selbst und einen für seinen Hund, und schickten ihn fort.

Sie hatten nur noch das Theater und den Tempel der Isis zu besichtigen, worauf der Engländer mit erkünstelter Gleichgültigkeit den Wunsch äußerte, nach dem Hause zurückzugehen, wo die so eben ausgegrabenen Gegenstände niedergelegt wären. Der arglose Invalide führte sie wieder hin, und sie betraten das Gemach, wo man die Antiken in Fächern längs der Wand aufgestellt hatte. Während der Engländer umherschlenderte und die Sachen mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten schien, befestigte der Lazzarone eine starke Schnur über der Thürschwelle, zwei Fuß von der Erde. Sobald er dieses gethan, machte er dem Engländer ein Zeichen, der die kleine Statue dem erstaunten Invaliden vor der Nase wegschnappte, sie in die Tasche steckte und, über die Schnur springend, von dem Lazzarone begleitet, Hals über Kopf davonlief. Durch das Stabische Thor eilend, fanden sie sich bald auf der Straße nach Salerno; ein leerer Miethswagen fuhr eben vorbei, der Engländer warf sich hinein, und erreichte bald seine Equipage, die ihn an der Gräberstraße erwartete. Zwei Stunden nachher war er in Torre del Greco, und eine Stunde später in Neapel.

Was den Invaliden betrifft, so versuchte er zuerst, über die Schnur zu steigen, die ihm den Ausgang versperrte. Aber es war seinen hölzernen Beinen nicht möglich, dies zu bewerkstelligen. Dann bemühte er sich, die Schnur aufzubinden, aber mit eben so wenigem Erfolg; der Lazzarone hatte sie in einen Knoten zusammengepfloch-

ten, gegen welchen der gordische ein Kinderspiel war. Endlich entschloß sich der alte Soldat, der vielleicht von Alexander dem Großen gehört hatte, das zu zerschneiden, was er nicht aufzulösen vermochte, und zog deshalb seinen Säbel. Aber der Säbel war in seinen besten Tagen eben mit keiner haarscharfen Schneide versehen gewesen, und jetzt hatte er gar keine mehr, so daß der Engländer bereits den halben Weg nach Neapel zurückgelegt hatte, während der Invalide noch immer an seiner Schnur herumsägte.

Noch an demselben Abend verließ der Reisende auf einem Dampfboote die Stadt, der Lazzarone aber verlor sich unter seinen Gefährten, und die sechs Piaster, die er empfangen hatte, setzten ihn in den Stand, eben so viele Monate nach seiner Art im Wohlleben zu verbringen.

Der Engländer war zwölf Stunden in Neapel gewesen, und hatte während dieser Zeit die drei Dinge gethan, die dort am strengsten verpönt sind. Er hatte auf den König geschimpft, die Frescogemälde kopirt und eine Statue gestohlen, und dieses Alles hatte er nicht seinem Gelde, sondern der Schlaueit eines Lazzarone zu verdanken.

S. Sbirren und Lazzaroni.

Nächst dem Lazzarone ist der Gensdarm oder Sbirre für jeden Fremden die auffallendste Erscheinung in Neapel. In der Regel war der Sbirre, bevor er den Kriegerrock anzog und sich mit Karabiner, Pistole und Säbel bewaffnete, selbst ein Lazzarone, und es ist daher erklärlich, daß er nicht selten die Gewohnheiten und die

Untugenden seines früheren Standes beibehält. Die Folge hiervon ist ein enges Bündniß zwischen dem Lazzarone und dem Sbirren, welche sich zu einem systematischen Angriff auf die Taschen des Publikums vereinigen.

Als ich eines Tages die Toledo-Strasse hinunterging, sah ich einen Sbirren arretiren. Der Mensch war unersättlich gewesen, und seine Habgier hatte endlich ihre Strafe gefunden. Der Hergang der Sache war folgender.

Ein Sbirre hatte einen Lazzarone auf der That ertappt. „Was hast Du von dem schwarzgekleideten Herrn gestohlen, der so eben vorbeiging?“ fragte er. — „Nichts, Ew. Excellenz!“ erwiderte der Lazzarone. Ein Sbirre wird nämlich von einem Lazzarone jedesmal Excellenz titulirt. — „Ich habe aber Deine Hand in seiner Tasche gesehen.“ — „Seine Tasche war leer.“ — „Was? Keine Börse, keine Tabakdose, kein Schnupstuch?“ — „Halten zu Gnaden, nichts! Es war ein Schriftsteller.“ — „Warum versuchst Du es bei dieser Art Leuten?“ — „Ich entdeckte erst meinen Irrthum, als es zu spät war.“ — „Komm nur mit nach der Polizei.“ — „Aber, Excellenz, da ich nichts gestohlen habe. . .“ — „Dummkopf! Eben deshalb. Wenn Du etwas gestohlen hättest, so würden wir uns leicht haben verständigen können.“ — „Warten Sie nur bis zum nächsten Mal; ich werde nicht immer so unglücklich sein. Dem ersten Vorübergehenden werde ich die Tasche ausleeren, und verspreche Ihnen den Inhalt.“ — „Gut; aber ich will die Person selbst wählen, damit Du nicht wieder eine schlechte Wahl triffst.“ — „Wie es Ew. Excellenz gefällt.“

Der Sbirre lehnte sich mit übereinander gekreuzten Armen in der würdevollsten Haltung gegen einen Pfeiler; der Lazzarone streckte sich zu seinen Füßen auf das Pflaster nieder. Zuerst kam ein Priester vorbei, dann ein Advokat, dann ein Dichter; aber der Sbirre

machte noch immer keine Bewegung. Endlich erschien ein junger Offizier in glänzender Uniform, der, ein Musikstück aus der neuesten Oper trällernd, die Straße entlang schritt. Der Sbirre gab das Zeichen. Schnell sprang der Lazzarone auf, folgte dem Offizier, und Beide verschwanden um eine Straßenecke. Es dauerte nicht lange, bis der Lazzarone mit seinem Lösegeld in der Hand zurückkehrte.

„Was hast Du da?“ fragte der Sbirre. — „Ein Taschentuch,“ erwiderte der Andere. — „Ist das Alles?“ — „Alles? Es ist vom feinsten Batist.“ — „Hatte er nur ein Tuch?“ — „In der rechten Tasche war nur eins.“ — „Und in der linken?“ — „In der linken hatte er ein seidene Tuch.“ — „Warum hast Du das nicht gebracht?“ — „Das wollte ich für mich behalten, Excellenz. Es ist billig, daß wir den Verdienst theilen; eine Tasche für Sie, die andere für mich.“ — „Aber beide kommen mir von Rechtswegen zu, und ich muß auch das seidene Tuch haben.“ — „Aber Excellenz...“ — „Ha! Wagst Du es, einem königlichen Sbirren zu widersprechen? Fort ins Gefängniß!“ — „Sie sollen das seidene Tuch haben, Excellenz.“ — „Wie willst Du aber den Offizier wiederfinden?“ — „Er ist zu einem seiner Freunde gegangen, dem er einen Besuch macht. Ich werde hingehen und an der Thür auf ihn warten.“

Der Lazzarone entfernte sich, bog um die Ecke und stellte sich in einem Thorwege auf die Lauer. Der Offizier kam bald aus dem gegenüberliegenden Hause hervor; ehe er zehn Schritte gegangen war, steckte er die Hand in die Tasche und fand, daß ein Tuch fort sei. „Verzeihung, Excellenz,“ sagte der Lazzarone, indem er hinzutrat; „ich glaube, Sie haben etwas verloren?“ — „Ich habe ein batistenes Taschentuch verloren.“ — „Ew. Excellenz haben es nicht verloren; es ist Ihnen gestohlen worden.“ — „Und wer hat es gestohlen?“ — „Was geben mir Ew. Excellenz, wenn ich Ihnen den Dieb nachweise?“ — „Ich will Dir einen Piafter geben.“ —

„Ich muß zwei haben.“ — „Du sollst sie haben. Holla! was machst Du da?“ — „Ich stehle Ihr seidenes Taschentuch.“ — „Um mein batistenes zu finden?“ — „Richtig.“ — „Und wo werden sie beide sein?“ — „In einer Tasche. Derjenige, dem ich dieses Tuch gebe, ist auch im Besitz des anderen. Folgen Sie mir, und beobachten Sie, was ich thun werde.“

Der Offizier folgte dem Lazzarone, der dem Sbirren das Tuch einhändigte und wegging. Letzterer hatte kaum seine Beute zu sich gesteckt, als der Offizier herbeikam und ihn beim Kragen ergriff. Der Sbirre fiel auf die Knie, aber der Offizier war unerbittlich, und er wurde ins Gefängniß abgeführt. Da er früher selbst Lazzarone gewesen war, so merkte er sogleich, welchen Streich man ihm gespielt hatte. Er wollte seinen Verbündeten betrügen, und war statt dessen von ihm betrogen worden. Aber weit entfernt, es ihm nachzutragen, betrachtete er das Geschehene als einen zum Handwerk gehörigen Kunstgriff, und empfand desto mehr Achtung für den Thäter. Sobald man ihn auf freien Fuß setzte, suchte er den Lazzarone auf, und sie wurden die besten Freunde.

9. Ein kalabresischer Bandit.

Gaetano Bardarelli war ein Kalabrese von Geburt, und eines der thätigsten Mitglieder der revolutionären Gesellschaft der Carbonari. Als der König Joachim Murat von Neapel, nachdem er diese Gesellschaft eine Zeitlang begünstigt hatte, sie zu verfolgen begann, flüchtete sich Bardarelli nach Sicilien, wo er in den Dienst des Königs Ferdinand trat. Er stand damals in seinem sechsundzwanz-

zigsten Jahre, und vereinigte die Stärke des Löwen mit der Schnelligkeit der Gemse und dem Auge des Adlers. Ein solcher Rekrut war nicht zu verachten, und man ernannte ihn sogleich zum Sergeanten in der sicilianischen Garde. Als Ferdinand im Jahre 1815 nach Neapel zurückkehrte, begleitete ihn Bardarelli dahin; da er aber keine Aussicht hatte, sich je über eine untergeordnete Stellung zu erheben, so wurde ihm der Dienst verleidet; er desertirte, und fand in den Gebirgen von Kalabrien einen Zufluchtsort. Zwei von seinen Brüdern und einige dreißig Straßenräuber und Verbannte sammelten sich um ihn und wählten ihn zum Hauptmann, indem sie das Recht über Tod und Leben in seine Hände legten. In Neapel war er ein Sklave gewesen; im Gebirge war er König.

Nach der hergebrachten Formel der Banditenhäupter erklärte sich Bardarelli für den Rächer der Unterdrückten und den Abhelfer aller Mißbräuche, und bekräftigte seine Erklärungen dadurch, daß er die Reichen ausplünderte und die Armen verschonte. Dieses Benehmen hatte zur Folge, daß die Ersteren vor ihm zitterten, während er bei den Letzteren höchst beliebt wurde. Der Ruf seiner Thaten gelangte endlich zu den Ohren des Königs Ferdinand, der, über solche Unordnungen erzürnt, Befehl gab, den Banditen ohne Weiteres aufzuhängen. Aber um Jemanden aufzuhängen, sind drei Dinge nöthig, ein Strick, ein Galgen und der Mann selbst. Es war in diesem Falle leicht, die beiden ersteren anzuschaffen; unglücklicher Weise fehlte jedoch der Letztgenannte. Gensdarmen und Soldaten wurden aufgeboten, den Bardarelli zu fangen, aber dieser war zu listig, um sich fangen zu lassen; er schlüpfte seinen Verfolgern immer durch die Finger. Das Glück, mit welchem er den Dragonern und Gensdarmen auswich, vergrößerte noch seinen Ruf, und von allen Seiten strömten Rekruten zu seiner Fahne. Seine Bande wuchs bald um das Doppelte an, und ihr Anführer wurde dadurch

eine so wichtige Person, daß den Behörden täglich mehr daran gelegen ward, sich seiner zu bemächtigen. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf; starke Abtheilungen Infanterie und Kavallerie wurden gegen ihn ausgesandt, aber Alles vergebens.

Eines Tages war der Prinz von Leperano mit mehreren Offizieren und einem Gefolge von zwanzig Personen auf der Jagd in einem Walde, einige Meilen von Bari entfernt, als plötzlich der Schreckensruf: „Bardarelli!“ ertönte. Die Gesellschaft ergriff eiligst die Flucht, und es entwischten Alle mit der einzigen Ausnahme des Majors Delponte, eines der bravsten, aber ärmsten Offiziere der ganzen Armee. Als man ihm anzeigte, daß er tausend Dukaten als Lösegeld zahlen müsse, fragte er lachend, wie er diese Summe aufreiben sollte? Bardarelli drohte hierauf, ihn zu erschießen, wenn das Verlangte nicht bis zu einer gewissen Frist bezahlt würde. Der Major erwiderte, daß es nur Zeitverlust sei, darauf zu warten, und wenn Bardarelli seinem Rath folgen wolle, so möchte er ihn nur gleich erschießen lassen. Der Bandit war geneigt, diesen Rath zu befolgen; er überlegte jedoch, daß der König das Leben Delponte's um so höher schätzen müsse, je geringeren Werth er selbst darauf zu setzen schien. Er hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht. Sobald der König erfuhr, daß der brave Major in den Händen der Banditen sei, befahl er, das Lösegeld aus seiner Privat-Schatulle zu entrichten, worauf der Major seine Freiheit erhielt.

Aber Ferdinand hatte die Ausrottung der Banditen geschworen, mit denen er wie mit einer unabhängigen Macht unterhandeln mußte. Ein gewisser Oberst, dessen Name mir entfallen ist, und dem jenes Gelübde zu Ohren gekommen war, verpflichtete sich, wenn ein Bataillon unter sein Kommando gestellt würde, den Bardarelli, seine beiden Brüder und die sechzig Mann, aus welchen seine Truppe bestand, an Händen und Füßen gebunden in das Gefängniß abzulie-

fern. Einen so vortheilhaften Antrag konnte man nicht zurückweisen; der Kriegsminister stellte fünfhundert Mann zur Verfügung des Obersten, der ohne Zeitverlust gegen die Räuber auszog. Bardarelli war durch seine Spione schon von Allem unterrichtet, und auch er that das Gelübde, daß er seinen Verfolgern ein für alle Mal die Lust benehmen wolle, sich je wieder an ihm zu vergreifen.

Er fing damit an, den armen Obersten zu einem solchen Tanz über Berg und Thal zu führen, daß der unglückliche Offizier und seine Mannschaft vor Ermüdung fast umfielen. Als er sie endlich im gewünschten Zustand erblickte, ließ er ihnen um zwei Uhr Morgens eine falsche Nachricht bringen, um sie aufs neue in Bewegung zu setzen. Der Oberst ging in die Falle und brach sogleich auf, um Bardarelli zu überraschen, der sich, wie man ihm versicherte, in einem Dorfe jenseits einer Schlucht befände, durch die nur vier Mann neben einander passiren konnten. In zwei Stunden marschierte er vier italienische Meilen, und sah sich bei Tagesanbruch am Eingang der Schlucht, die ihm indessen zu einem Hinterhalt so geeignet schien, daß er mit seinem Bataillon Halt machte und zwanzig Mann zum Reconnosziren vorausschickte. Nach einer Viertelstunde kehrten diese zurück, ohne daß sie eine lebende Seele angetroffen hätten. Der Oberst besann sich nun nicht länger und rückte gegen den Engpaß vor; aber kaum hatte er die Mitte desselben erreicht, wo die Straße sich zu einem Kessel erweitert, der von hohen Bergen und jähen Abhängen umgeben ist, als plötzlich ein lautes Geschrei vernommen wurde, das aus den Wolken zu kommen schien.

Erstaunt blickte er empor, und sah die Höhen mit Räubern bedeckt, die ihre Büchsen auf ihn und seine Leute anlegten. Dessenungeachtet fing er an, seine Mannschaft so zu ordnen, wie es die Beschaffenheit des Terrains erlaubte, bis Bardarelli selbst auf einer hervorragenden Fels Spitze erschien. „Nieder mit den Waffen, oder

Ihr seid des Todes!" schrie er ihnen mit Donnerstimme zu. Die Banditen wiederholten diese Aufforderung, welche das Echo von allen Seiten zurückgab, so daß die Truppen, die nicht denselben Schwur gethan hatten, wie ihr Oberst, und die sich von einem an Zahl überlegenen Feinde umringt glaubten, der Bitten und Drohungen ihres unglücklichen Anführers zum Troß um Pardon baten. Barbarelli befahl ihnen, ihre Musketen zusammenzustellen und nach zwei verschiedenen Seiten abzumarschieren. Sie gehorchten; der Räuberhauptmann ließ einen Theil seiner Leute im Hinterhalt zurück, und stieg mit den übrigen herab, die sogleich von allen Gewehren die Kolben abschlugen und sich dann lachend entfernten.

Die Kunde von diesem Ereigniß versetzte den König während der ersten vier und zwanzig Stunden in sehr üble Laune. Nach dieser Zeit aber gewann die natürliche Heiterkeit seines Charakters die Oberhand; er lachte herzlich, und erzählte das spaßhafte Geschichtchen Jedem, der ihn in den Weg kam. Da es nun einem Könige nie an Zuhörern mangelt, so vergingen drei Jahre, ehe der arme Oberst es wagen durfte, sich in Neapel sehen zu lassen und den Spöttereien des Hofes zu begegnen.

Der kommandirende General in Kalabrien nahm die Sache jedoch ernsthafter, und schwor, die Banditen zu vertilgen. Durch das Versprechen eines hohen Soldes und anderer Begünstigungen verlockte er sie, in den Dienst der neapolitanischen Regierung zu treten, wo sie sich als ein sehr brauchbares Gensdarmmerie-Corps erwiesen. Aber der General konnte seinen alten Groll nicht vergessen, obgleich er wegen des tollkühnen Charakters dieser Leute seine Rache bis zu einer günstigeren Zeit vertagen mußte. Endlich gelang es ihm, die Anführer ermorden zu lassen, während er durch den Anschein großer Entrüstung und die gefängliche Einziehung der Mörder den Verdacht der noch übrigen Banditen einzuschläfern

wußte. Sie erwählten neue Offiziere und kamen an einem bestimmten Tage nach der Stadt Foggia, um ihre Wahlen bestätigen zu lassen. Es blieben nur acht zurück, welche Verrath fürchteten und ihre Kameraden nicht begleiten wollten. Die übrigen einunddreißig nebst einer Frau, die sich nicht von ihrem Manne trennen konnte, gehorchten der Aufforderung des Generals.

Es war an einem Sonntag; die Revue war öffentlich angekündigt worden, und der Marktplatz von Foggia war mit Zuschauern besät. Die Banditen Bardarellis rückten in vollkommener Ordnung ein, bis an die Zähne bewaffnet, aber ohne eine Spur von Feindseligkeit oder Mißtrauen zu zeigen. Als sie den Platz erreichten, hoben sie die Säbel empor und riefen einstimmig: „Es lebe der König!“ Der General erschien auf dem Balkon, um ihren Gruß zu erwidern; der diensthabende Adjutant kam zu ihnen herunter, und nachdem er die Schönheit ihrer Pferde und den guten Zustand ihrer Waffen gelobt, kommandirte er den Parademarsch vor des Generals Fenster vorbei, welchen sie mit einer Genauigkeit ausführten, wie man sie nur von regelmäßigen Truppen gewohnt ist. Alsdann stellten sie sich wieder in der Mitte des Platzes auf, und stiegen vom Pferde.

Der Adjutant begab sich mit der Liste der drei neuen Offiziere in das Haus zurück; die ehemaligen Banditen blieben bei ihren Pferden stehen. Da entstand plötzlich eine große Verwirrung und Bewegung unter den Zuschauern; ihre Reihen öffneten sich auf mehreren Punkten, und von jeder Straße, die nach dem Platze führte, sah man eine Kolonne neapolitanischer Truppen vorrücken. Jetzt waren die Banditen von allen Seiten umringt. Sie merkten sogleich, daß sie verrathen waren, sprangen daher auf ihre Pferde und zogen die Säbel; aber in demselben Augenblick nahm der General den Hut ab, welches das verabredete Signal war; das Kommando:

„Nieder zur Erde!“ erschallte, die Zuschauer warfen sich platt auf die Erde, die Soldaten feuerten über sie, und neun von den Räubern fielen, todt oder schwer verwundet, zu Boden. Diejenigen, welche nicht getroffen waren, sahen nun, daß sie keine Gnade zu erwarten hätten; sie stiegen ab, bildeten ein dichtes Quarre, und schlugen sich nach einem alten Kastell durch, in welchem sie Zuflucht fanden. Nur zwei von ihnen stürzten sich im Vertrauen auf die Schnelligkeit ihrer Pferde in die feindlichen Reihen, schossen ein Paar Mann nieder, durchbrachen die Reihen und entkamen. Die Frau verdankte ihre Rettung einem ähnlichen Wagestück, welches sie auf einem anderen Punkte der feindlichen Linie ausführte. Sie feuerte ihre beiden Pistolen mit tödtlicher Wirkung ab, brach durch den Haufen und galoppirte davon. Die Aufmerksamkeit Aller war nun auf die noch übrigen zwanzig Banditen gerichtet, die in dem verfallenen Kastell Schutz gefunden hatten. Die Soldaten rückten gegen sie an, indem sie einander Muth einsprachen und sich auf eine hartnäckige Vertheidigung gefaßt machten. Zu ihrem Erstaunen aber kamen sie bis an das Thor des Kastells, ohne daß ein Schuß auf sie gethan wurde. Das Thor war bald eingeschlagen, und die Soldaten verbreiteten sich durch die Hallen und Galerien des alten Gebäudes. Aber Alles war still und einsam; die Banditen waren verschwunden.

Nachdem man eine Stunde lang jeden Winkel der Ruine durchstöbert hatte, begann man an dem Erfolg zu verzweifeln. Ueberzeugt, daß ihre Beute ihnen auch diesmal entgangen sei, waren die Verfolger schon im Begriff sich zu entfernen, als ein Soldat, der sich bückte, um in eine Kellerluke hineinzusehen, durch einen Schuß getroffen todt niederfiel.

Die Verfolgten waren nun zwar entdeckt; ihrer habhaft zu werden war aber noch immer nicht leicht. Statt durch einen An-

griff ihr Leben aufs Spiel zu setzen, verstopften die Soldaten das Luftloch mit Steinen, stellten eine Wache vor dasselbe, begaben sich dann nach der Kellerthür, die von innen verrammelt war, und häuften brennende Reiser und andere feuerfangende Stoffe vor derselben auf, so daß die Treppe sich bald in einen glühenden Ofen verwandelte. Nach kurzer Zeit stürzte die Thür ein, und das Feuer drang wie ein Strom in den Schlupswinkel der unglücklichen Banditen. Aber noch immer herrschte eine tiefe Stille. Dann wurden zwei Karabinerschüsse gehört; es waren zwei Brüder, die, um ihren Feinden nicht lebendig in die Hände zu fallen, sich gegenseitig erschossen hatten. Einen Augenblick nachher vernahm man eine Explosion; ein Bandit hatte sich in die Flamme gestürzt, und seine Patronentasche war aufgefliegen. Dem Erstickten nahe und ohne Aussicht auf Befreiung, war endlich der Rest dieser Unglücklichen gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie wurden durch die Luke heraufgeschleppt, an Händen und Füßen gebunden und ins Gefängniß abgeführt.

Die acht Banditen, die sich geweigert hatten, in Foggia zu erscheinen, und die beiden, die entkommen waren, sahen sich gleich wilden Thieren verfolgt, von Berg zu Berg gehetzt und von einem Schlupswinkel zum andern getrieben. Einige wurden niedergeschossen, andere von den Bauern verrathen, noch andere ergaben sich freiwillig, so daß vor Ende des Jahres alle Banditen Bardarellis entweder todt oder gefangen waren. Die Frau, die eine so männliche Unerbrotlichkeit bewiesen hatte, war die einzige, die jenem Schicksal entging. Man hat nie wieder von ihr gehört.

10. Ein Gewitter in Neapel.

Als wir nach Neapel zurückkehrten, war das Wetter unvergleichlich, der Himmel wolkenlos, das Meer von keinem Lüftchen gekräuselt. Gegen drei Uhr Morgens aber wurde ich durch ein furchtbares Getöse erweckt; die Fenster meines Zimmers sprangen auf, und die sämtlichen Glasscheiben fielen klirrend zu Boden. Schnell sprang ich aus dem Bette, denn ich fühlte, wie das Haus wankte, und da ich an die Zerstörung von Herculanium dachte, und nicht Lust hatte, ein gleiches Schicksal zu erfahren, so warf ich mich schnell in die Kleider und eilte in den Korridor hinaus. Wie es scheint, war mein erster Schrecken von den anderen Bewohnern des Hotels getheilt worden, indem sie alle mehr oder weniger angekleidet an den Thüren ihrer Zimmer standen. Unter ihnen befand sich auch unser Wirth, der jedoch keineswegs erschrocken schien. „Welcher fürchterliche Zug ist hier im Hause!“ sagte er, als er mich erblickte. Dieser Zug, wie er ihn nannte, hatte so eben das Dach von einem benachbarten Palast mit der Dachkammer und mehreren darin schlafenden Bedienten weggeführt. Mein erster Gedanke war an einen Ausbruch des Vesuv; ein solches Glück war uns aber nicht beschieden: es war nur ein Orkan. Ein Orkan in Neapel ist jedoch nicht ganz dasselbe, was man in andern Theilen Europas unter diesem Namen versteht. Von den siebenzig Fenstern des Hotels waren nur drei unbeschädigt geblieben; in sieben bis acht Zimmern war die Decke der Länge nach gespalten, und das Haus selbst hatte einen Riß von unten bis oben. Acht Fensterläden waren fortgerissen worden, und die Dienstboten liefen auf der Straße hinter ihnen her, wie man bei uns an einem windigen Tage seinem Hute nachläuft. Das zerbrochene Glas wurde weggefegt, aber nach einem Glaser

zu schicken und neue Scheiben einsetzen zu lassen, war für den Augenblick unmöglich. In Neapel denkt Niemand daran, um drei Uhr Morgens in seiner Ruhe gestört zu werden, und hätte man auch wirklich neue Scheiben eingesetzt, so würden diese bald das Schicksal der alten getheilt haben. Wir waren daher genöthigt, uns, so gut es gehen wollte, mit den Fensterläden zu behelfen. Glücklicherweise hatte ich nur einen derselben verloren. Ich legte mich wieder ins Bett und versuchte einzuschlafen, aber das Gewitter scheuchte mich noch einmal auf. Ich flüchtete nach den Parterre-Zimmern, wo man zum Theil vor dem Sturme geschützt war. Der Regen goß jetzt in Strömen herab, und es entstand eine Sündfluth, wie ich sie, außer in Kalabrien, noch nie gesehen hatte. In einem Augenblick schien sich die Straße in eine Meerenge zu verwandeln; das Wasser drang bis an die Fenster des Erdgeschosses und überschwemmte die Wohnzimmer. Gleich darauf berichteten die Dienstboten unserem Wirth, daß die Keller voll Wasser wären, die Weinfässer darin umhertrieben und sich gegen einander zerschlugen. Wir sahen dann einen mit Gemüse beladenen Esel die Straße herunterschwimmen; der Strom hatte ihn fortgeführt, er wurde in einen offenen Abzugskanal hineingerissen und ertrank. Der Bauer, dem er gehörte und der gleichfalls fortgeschwemmt wurde, rettete sich nur dadurch, daß er sich an einen Laternenpfahl klammerte. Es fiel in einer Stunde mehr Regen, als in Paris während der drei feuchten Monate des Jahres.

Zwei Stunden nach dem Aufhören des Regens war das Wasser verschwunden, und ich bemerkte alsbald den Nutzen, den eine solche Ueberschwemmung in Neapel hervorbringt. Die Straßen waren rein gewaschen, und dies ist um so wichtiger, da sie nie durch Menschenhände gereinigt werden.

11. Capri.

Raum waren wir auf der lieblichen Insel Capri angekommen, so eilten wir, das erst in der neuesten Zeit aufgefundene Wunder, die Azur-Grotte, zu besuchen. Auf einer kleinen schmalen Barke platt am Boden liegend, fuhren wir durch den niedrigen Eingang der Höhle. Man denke sich in einem hohen, aus dem Meere senkrecht aufsteigenden Felsen einen kleinen Schwibbogen, der so niedrig ist, daß die geringste Wallung des Meeres den Eingang sperrt, und daß ein ungeschickter Ruderschlag die Barke in Gefahr bringt, an den Klippen zerschmettert zu werden. Haben wir aber die gefährliche Durchfahrt bestanden, so werden wir reichlich dafür belohnt. Ueber uns wölbt sich eine ungeheure Felsen-Grotte, ganz mit Tropfstein ausgeschmückt, zu unseren Füßen aber breitet sich ein flüssiger Himmel von dem reinsten, herrlichsten Blau. Die Tiefe des wunderbaren Wasserbeckens beträgt sechzig Fuß. Die alten Römer müssen diese schöne Grotte gekannt haben, denn es sind antike Skulpturen an den Wänden derselben entdeckt worden. Aber die Neueren hatten den Zugang vergessen, und erst vor wenigen Jahren entdeckten ihn deutsche Künstler schwimmend. Sie ließen darauf kleine Barken anfertigen, mit deren Hülfe man dieses magische Heiligthum betritt. Wir vergessen hier Himmel und Erde; nichts als Wogen und Felsen bieten sich unseren Augen dar, und dennoch schwelgen wir in Entzücken!

Wir hatten Briefe von dem Erzbischof an einen sehr gelehrten Greis, der die Insel bewohnt, ihre Merkwürdigkeiten genau kennt und sie mit großer Gefälligkeit den Fremden zeigt. Dieser führte uns unter anderen großen Spaziergängen eine Treppe von sechshundert Stufen hinan, welche Augustus in einen Felsen hat hauen

lassen. Augustus hatte das in der Nähe so reizende und von fern so melancholische Capri lieb gewonnen; Tiberius fand die Insel schon voll von Palästen, die er nur weiter ausschmückte und dann durch seine zehn Jahre fortgesetzten Schwelgereien schändete. Die Insel wird durch einen Felsen in zwei Gebiete eingetheilt, welche nur durch die oben erwähnte, in den Felsen gehauene Treppe in Verbindung stehen. Das hoch gelegene Gebiet ist das reichere und schönere; es enthielt vier, die niedere Region aber acht kaiserliche Paläste. Der prächtigste derselben war die Villa des Jupiter, auf dem höchsten Vorgebirge der Insel, dem Cap der Minerva, und dem Golf von Neapel zugekehrt. Die Aussicht von dem Gipfel, den jetzt noch ungeheure Trümmer bedecken, ist entzückend; sie umfaßt ganz Campanien und einen Theil von Lucanien, die Insel Ischia und zahllose kleinere Eilande, den ganzen Golf von Neapel und den von Salerno, und im Mittelpunkt erhebt sich der feuerspeiende Vesuv. Das Meer lag in einer Tiefe von mehr als tausend Fuß unter uns. Dieser Abgrund würde Schauer erregen, auch wenn man sich nicht der Executionen des Tiberius erinnerte, welcher seine Schlachtopfer von der Rinne des Felsens in den grünen, schäumenden Schlund hinabstürzte, der am Fuße desselben wirbelt. Noch erinnern die schönen griechischen Physiognomieen der Bäuerinnen daran, daß Capri lange Zeit eine griechische Kolonie war.

Am Abend hatten wir ein majestätisches Schauspiel. Wir fuhren bei Mondschein in einer kleinen Barke auf das Meer hinaus, um den Vesuv und seine Lavaströme zu beobachten. Der eine machte schreckbare Fortschritte; man zeigte uns ein Haus und einen Obstgarten, die eben vom Feuer ergriffen wurden. Meine Fröhlichkeit verschwand, als ich diese Verwüstungen erfuhr, und die vulkanische Erleuchtung, die ich staunend angesehen, verlor ihren ganzen Zauber. Nichts war so schön, als der Spiegel des Feuerstromes im Meere;

jeden Augenblick spie der Berg eine Flammensäule von der Höhe einer halben Meile gen Himmel, und dann und wann zuckten Blitze hervor. Der Qualm war so dicht, daß er oftmals den Mond verfinsterte und den halben Himmel bedeckte. Man erblickte deutlich den Krater, einen Feuersee, der die Lava in Strömen ausgoß. Die Langsamkeit der Lava ist gräßlich; sie scheint ihre Schlachtopfer im Voraus zu erwählen. Und dennoch werden die Ländereien, die sie verödet hat, gleich nach ihrer Erkaltung wieder bevölkert, bis ein neuer Ausbruch sie zerstört; ein schlagender Beweis von dem mächtigen Einfluß, den die Hoffnung und das Vergessen des Vergangenen auf das menschliche Herz üben.

12. Reise durch Sicilien.

Schon in Neapel wurde mein Vorhaben, Sicilien zu bereisen, von allen Seiten auf das lebhafteste bekämpft, ja für unausführlich erklärt. Die ganze Insel sollte sich im Zustande völliger Auflösung befinden, Raub und Mord sorglos verübt werden; kein Städter, hieß es, wage die Ringmauer zu verlassen, kein Gutsbesitzer auf seine entfernten Ländereien zu gehen. Erklärten nun auch die in Palermo eingezogenen Erkundigungen jene Berichte für übertrieben, so klang der Bescheid doch nicht sehr erbaulich. Jedermann beklagte die Unsicherheit der Straßen und die Auflösung der so genannten Waffencompagnieen. Diese hatten aus einigen Hunderten ehrlicher, von der Polizei geduldeter Räuber bestanden, welche gegen die nicht disciplinirten Räuber strenge Justiz übten. Durch sie ward es allein möglich, das Geraubte gegen eine geringe Entschädigung zurückzu-

schaffen, und mit ihrer Hülfe konnte jeder Reisende gegen ein Lösegeld seine Reise ungehindert fortsetzen. Der König hatte vor Jahresfrist diese Waffencompagnieen aufgelöst, indem er meinte, die öffentliche Sicherheit werde durch neapolitanische Gensdarmen vollständig aufrecht erhalten werden. Diese konnten aber nach dem Urtheil der Palermitaner weiter nichts als Maccaroni essen und Wein trinken; dabei hatten sie ihr Leben viel zu lieb, als daß sie sich in ernstliche Kämpfe mit den Räubern eingelassen hätten. So viel war gewiß, daß ihre Wirksamkeit völlig unzureichend war, um dem Unwesen zu steuern. Auch war ihre Anzahl im Verhältniß zu den Banditen viel zu gering. Daher kam es, daß die Räuber seit einiger Zeit mit früher nie gekannter Frechheit und Grausamkeit ihre Freveln verübt hatten. Sie wollten dadurch die Zurücknahme des königlichen Edicts ertrogen. Die Zahl der der Obrigkeit bekannten Verbrecher betrug nach der eigenen Aussage des Polizeiministers gegen sechstausend, und kleinere Städte wurden von ihnen mit offener Gewalt geplündert. Der Italiener und besonders der Sicilianer beurtheilt höchst nachsichtig den Uebertreter der Gesetze, besonders wenn Befriedigung des Eigennuzes oder der Rache ihn zu einem Verbrechen veranlaßt hat. Mit Verwunderung sah ich einst auf dem Corso einen Galeerenflaven, der ohne Kette und militärische Begleitung einherging, anständig gekleidete Männer grüßte und von ihnen freundlich wieder gegrüßt wurde. Auf meine Frage ward mir leichtthin geantwortet: „Er hat einen kleinen Mord begangen, ist aber sonst ein durchaus anständiger Mann.“ Seine Strafe lautete auf einige Jahre Galeere; nach Ablauf dieser Zeit tritt er in die bürgerliche Gesellschaft zurück, ohne das mindeste in der Achtung seiner Mitbürger eingebüßt zu haben. Diese Vertraulichkeit mit den Verbrechern macht es erklärlich, daß selbst Söhne reicher, angesehener Familien in Palermo sich dem Räuberhandwerk

ergeben hatten, und jetzt im Kerker saßen. Selbst die nächste Umgegend von Palermo war so unsicher, daß daselbst in einem Monat acht größere und kleinere Banden eingezogen wurden.

So oft ich mich erkundigte, wie es in den verschiedenen Theilen der Insel aussähe, immer ward mir derselbe Bescheid. Fragte ich nach Sicherheitsmaßregeln, so wurde ich mit einem salbungsvollen Blick gen Himmel auf dessen Barmherzigkeit angewiesen. Alle diese Berichte vermochten indessen nicht, den einmal gefaßten Entschluß wankend zu machen. Durch einen günstigen Zufall machte ich die Bekanntschaft dreier junger französischer Künstler, welche die gleiche Absicht hatten, wie ich. Der Plan der gemeinsamen Reise ward schnell besprochen und im Vertrauen auf ein günstiges Geschick ins Werk gesetzt, und wir haben keinen Grund gehabt, unsern Entschluß zu bereuen.

Vor Allem schritten wir zur Wahl eines sicheren Maulthiertreibers, und schlossen mit ihm den Accord. Bis auf die wenigen Straßen an der östlichen Küste sind die Verbindungswege der Insel, wenn überhaupt welche existiren, fast nur Maulthieren und Ziegen zugänglich. Die Reise läßt sich daher nur auf Mauleseln oder in Sänften, welche von Eseln getragen werden, zurücklegen. Der Führer sorgt für Alles, namentlich für Quartier und Beköstigung. Die Wirthshäuser in Sicilien stehen auf der niedrigsten Stufe der Gastlichkeit. In kleineren Ortschaften ist oft im vollen Sinne des Wortes kein Ei, kein Stück Fleisch, nicht einmal ein Stück Brot zu erlangen. Ohne die Fürsorge des Treibers, welcher die Vorräthe in größern Städten aufkauft und nachher selbst bereitet, muß der Reisende den größten Mangel leiden. In der Regel sind jene Leute dienstfertig, gewandt und zuverlässig, ja selbst bis auf einen gewissen Punkt, besonders wenn man auf sie Acht giebt, auch ehrlich.

Unsere Reisefäcke wurden in Körben, die von Stroh geflochten waren, verpackt und dem Maulthier des Treibers aufgebürdet. Wir wählten dann für uns kräftige Thiere aus, empfingen aus den Händen des Führers jene kleine Stacheln, welche an Ringen am Finger getragen werden und zum Anspornen der Saumthiere dienen, und machten uns, von einem mächtigen Schwarm Gaffer verfolgt, nach dem Innern der von Gott so reich gesegneten und von den Menschen so sehr vernachlässigten Insel auf den Weg.

Die Straße wand sich höher und höher zwischen Weinbergen hin, in denen die Reben in kleinen Stöcken am Boden entlang gezogen waren. Zur Linken hatten wir schöne, fruchtbare Thäler, rechts steile Bergwände, die theils mit Reben, theils mit dem üppigsten Baumwuchs bedeckt waren. Jede Biegung des Weges gewährte einen neuen Anblick, bald rückwärts auf das entschwindende Palermo und das Meer, bald auf die Winzerhäuser, welche hier und dort aus dem Grün hervorblickten, bald auch auf die entfernten blauen Berge. Diese sind es, welche den größten, eigenthümlichsten Reiz der sicilianischen Landschaften ausmachen. Mag auch die Vegetation aufhören, mag man auch stunden-, ja tagelang durch unbebaute Steppen ziehen, so beschäftigt doch die Mannichfaltigkeit der Höhen, die fast alle einen eigenthümlichen Charakter haben, und die wunderbare Abwechslung ihrer Farben das Auge fortwährend auf das angenehmste. Es war die Zeit der Weinlese; die Gärten waren von Traubensammelnden belebt, und die Esel ächzten unter der Last der beerengefüllten Fässer. Sobald aber die Straße den Gipfel des Berges erreicht, verändert sich die Scene. Der nackte Fels, dessen zackige Umrisse den Horizont begrenzen, hemmt jede Vegetation, bis auf die der Binsen und des Haidekrautes. Ziegen mit großen, gewundenen Hörnern oder Heerden von Schafen mit langer, grober Wolle irren auf der Steinwüste umher, um die spärlichen

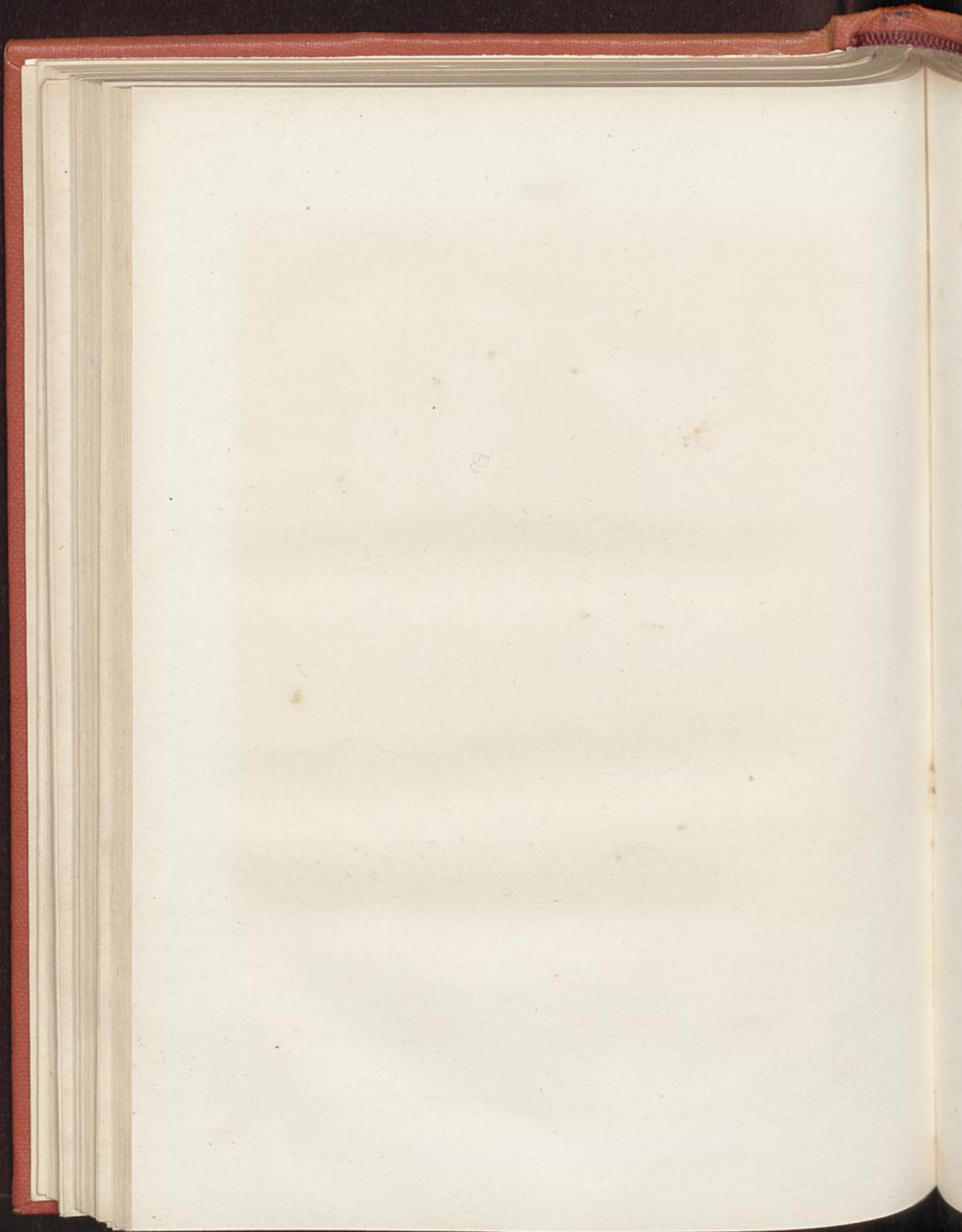
Halme abzuweiden. Von Zeit zu Zeit begegnet man noch einem in seinen braunen Regenmantel gehüllten Reiter, die mönchsartige Kapuze tief ins Gesicht gezogen, Schenkel und Füße mit Schaffellen, das Raube nach außen, bärenhaft umwickelt, und quer über den Sattel das Gewehr mit plumpem Feuerschloß, ohne welches kein Sicilianer sich hundert Schritte von seinem Hause entfernt. Fast stundenlang zieht sich der Weg durch eine enge, öde Felschlucht, in deren Tiefe ein Bächlein rauscht; endlich senkt er sich, leitet an einem zerfallenen Wartthurm vorüber, biegt um den Vorsprung, und da blüht das liebliche Meer, der Golf von Castellamare, uns entgegen, jenseit desselben steigen hohe Bergwände aus den Fluthen, eine reiche, mit grünen Delwäldern bedeckte Ebene breitet sich zu unsern Füßen aus, und hoch über dem Thale hängt der freundliche Flecken Borghetto.

Zu ihm gelangten wir auf einem mit den schönsten Pappeln und Drangenbäumen bepflanzten Wege, nachdem wir an einem mächtigen Felsen, auf dessen Spitze das Kreuz thront, vorüber gekommen waren.

Mit grauendem Morgen zogen wir weiter, verließen die gebahnte Straße, und stiegen in die Thalsenkungen hinab. Sie schwammen in einem dichten Nebel, welcher, von der Sonne bestrahlt, einen duftigen Regenbogen bildete. Die Ebene war durch kleine Hügel unterbrochen, und gewährte, obschon sie leidlich angebaut war, keinen besonderen Anblick. Nur wo sie von den Gebirgswässern zerrissen war, belebte sie sich, und die Vegetation entfaltete sich wieder in ihrer ganzen südlichen Pracht. Vor Allem schön war eine der Schluchten am Fuße eines kahlen Berges, deren Wände mit blühendem Oleander bedeckt waren; im Thale selbst aber drängten sich Myrten, Aloe, mit Caprifolium behängte Feigenbäume, riesige Eriken und Johannisbrotbäume in wilder Unordnung durcheinander.



Reise durch Sicilien.



Eine Ochsenheerde zog mit ihren an hölzernen Jochen hängenden Glocken langsam durch das Wasser; ihre Treiber, ein wildes, trostiges Volk, den Fuß in Lederkamaschen gehüllt und die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, stachelten die säumigen Thiere mit dem Lanzenstabe, und bildeten eine eigenthümliche Staffage des romantischen Gemäldes. Unser Führer deutete auf den nahliegenden Berg, den er uns als die Festung der Banditen, welche dort durch eine tiefe Höhle gegen alle Verfolgungen gesichert wären, bezeichnete. Er wies uns ferner den Ort, wo vor einem halben Jahr ein englischer General bei der Vertheidigung seiner Töchter von den Räubern ermordet worden war. Bei solchen Erzählungen rückte unser ungeordnetes Häuflein näher zusammen; die Maulthiere wurden zu schärferem Trab angetrieben, und unsere fröhlichen Lieder verstummten auf einige Augenblicke.

Erst um Mitternacht erreichten wir den Gipfel des Berges, auf welchem unser Rastort lag. Da der Ort kein Wirthshaus besaß, so mußten wir die Gastfreundschaft eines Schuhmachers in Anspruch nehmen. Trockenes Brot war das einzige Genießbare, das er uns vorsetzen konnte; das Ungeziefer aber bezeugte wenig Lust, den uns gebotenen Fasttag zu theilen.

Das Herabsteigen von der Felsklippe war nicht minder gefährlich, als das Hinanklimmen. Erst, als wir das elende Nest aus den Augen verloren hatten, kamen wir wieder in eine freundliche Gegend. Der Weg führte uns darauf durch einen herrlichen, nur allzu kurzen Eichenwald, eine Seltenheit auf der Insel Sicilien. Die prachtvollsten, Jahrhunderte alten Bäume standen auf einem engen Raume zusammengedrängt, und unter einander durch Caprifolium und Epheu auf das anmuthigste verflochten. So wechselte der Weg zwei Tage lang; endlich erstiegen wir einen Berg, der eine schöne Aussicht auf das Meer und das in ihm schwimmende Syrakus ge-

währte. Wir stiegen in einer mehrere Stunden langen, von hohen, senkrechten Felsen begrenzten Schlucht hinab. Der Pflanzenwuchs, befruchtet von den Gebirgswässern, welche den Engpaß im Winter durchströmen, und von den Felsmauern vor Stürmen geschützt, ist hier über alle Beschreibung üppig und schön. Delbäume wurzelten in jeder Steinpalte, und krönten den Rand der Klippen; Aloe und die verschiedensten Cactusarten verwebten sich in seltsamer Gestalt; Granatbäume beugten sich unter der Last ihrer überreifen Früchte; der Epheu verhängte mit glänzend grünem Gewebe die Grotten; Weinlaub schwang sich an den Steinen empor, während der durstige Oleander der durch Riesel bezeichneten Spur des Baches folgte. Das Dorf, welches am Ende der Schlucht liegt, reizte uns nur wenig zum längeren Verweilen, desto mehr die Olivenwaldung, welche sich bis zum Thor von Syrakus hinzieht, und in der die ältesten, merkwürdigsten Delbäume stehen, die ich jemals sah; sie übertreffen sogar die von Salerno an Anmuth und Fülle.

Syrakus ist eine Festung; seine Werke sind höchst unbedeutend; man muß ihm jedoch den Ruhm lassen, daß es sich von jeher männlich vertheidigt hat, wenn auch nur gegen Reisende. Mit Sonnenuntergang werden zwei von den vier Zugbrücken, welche den einzigen Zugang bilden, aufgezogen, und sämtliche Pforten verriegelt und verrammelt. Wer draußen ist, bleibt draußen. Wir waren noch so glücklich, kurz vor Thoreschluß einzupassiren, und erholten uns in einem leidlichen Gasthose von den Anstrengungen der letzten Tage.

Bei Syrakus beginnt die Ostküste Siciliens ihren Pflanzenreichthum und die unverstegbar schöpferische Kraft ihres Bodens zu offenbaren. Wilder Salbey und Myrten bedecken die Felder; letztere trägt die zweite Blüthe an einem und demselben stacheligen Zweige, und der Cactus treibt, während seine Früchte sich noch röthen, die gelben Kelche aufs neue hervor. Jede Schlucht, die sich

nach dem Meere zu öffnet, zeigt eine Schönheit und Fülle ihrer Baumgruppen, wie man sie nur in Sicilien sieht. Ruinen von Schlössern und Klöstern mischen sich mit den Trümmern alter Städte und Tempel. Jeder Hügel gewährt eine entzückende Aussicht auf die Ebene und die am Ufer liegenden Städte und Dörfer, auf das liebliche Meer und auf die hohe Kette von Bergen, die sich am Ufer hinzieht, und steigend und wachsend in dem rauchumbüllten Gipfel des Aetna endigt.

Es war Nacht, als wir einige Tage später den Strand entlang an ärmlichen Fischerhütten und an den auf das Ufer gezogenen Rähnen und ausgespannten Netzen vorüber wandelten. Das Meer brach sich schäumend gegen die Klippen, und rollte, Millionen phosphorischer Funken ausstrühend, vom Ufer wieder zurück. Die Gestirne spiegelten sich in den Wellen: da leuchtete plötzlich eine hohe Flamme am Himmel empor, verlösch wieder, und brach nach einiger Zeit abermals hervor, um wieder in Dunkelheit zu versinken. Es war der Aetna, dessen Feuer seit dem vor vier Monaten erfolgten Ausbruche noch nicht erloschen war. In kurzen Zwischenräumen wiederholte sich regelmäßig der Ausbruch; der Berg schien Athem zu holen. In einer Entfernung von vier Meilen konnte ich die glühenden Steine unterscheiden, welche er in Garben auswarf und welche mir freilich nur als Funken erschienen, und zur Rechten wälzte sich schwerfällig die glühende Lavaschlange thalwärts. Es ist etwas Schönes, von dem Rauschen der Meereswellen in Schlaf gewiegt zu werden; noch schöner aber ist es, sich von dem Donner des Aetna erwecken zu lassen. Es war, als mahne er uns, den Sonnenaufgang aus dem Meere, ein Schauspiel, welches nur die östliche Küste bietet, nicht zu verträumen.

Der erste falbe Streif erglühete am Horizont; der Morgenstern wiegte sich noch in einer goldumsäumten Wolke, und Calabriens

Berge waren in das tiefste Dunkelblau gehüllt. Da schossen als Vorboten des Tages einzelne Strahlen aus dem Meere auf, die Feuersäule des Aetna erlosch, und nur seine Rauchwolke zog noch träg über den Gipfel hin. Und höher schwang sich die Sonne: die beleuchteten Berge der jenseitigen Küste wandelten ihr Blau in Smaragdgrün, der Gürtel des Aetna färbte sich in Purpur, und sein Schneehaupt in zitterndes Gold. Kein Wölkchen schwamm am Himmel, und das Tagesgestirn erhob sich in aller seiner Herrlichkeit aus den Tiefen.

13. Ein Abenteuer in Sardinien.

Während ich in Cagliari war, hatte ich mehr als ein Abenteuer von etwas ernsterer Natur in Bezug auf meine persönliche Sicherheit zu bestehen. Ich will eins erzählen, das mir in diesem Augenblick besonders erinnerlich ist, nicht blos seiner Sonderbarkeit wegen, sondern auch weil es den sardinischen Charakter in ein vortheilhafteres Licht stellt, als man ihn bisher zu sehen gewohnt war.

Ich bewohnte in einem großen Gebäude, das außer mir noch viele andere Bewohner hatte, eine Reihe Zimmer. Eines Abends, als ich etwas spät aus einer Gesellschaft zurückkehrte, bemerkte ich, so wie ich mich der Hausthür näherte, zwei Männer in der Nähe derselben. Als ich ihnen nahe kam, sah ich, daß sie bewaffnet waren, und hörte einen zu dem andern sagen: „Das ist er!“ Dies zeigte mir sogleich die Gefahr, in der ich schwebte. Ich hatte keine Vertheidigungswaffe irgend einer Art bei mir; ich besaß jedoch so viel Geistesgegenwart, meine Hand in den Busen zu stecken, als wenn ich nach

einer Waffe griff, und drohte ihnen zugleich, ich würde nach ihnen schießen, wenn sie sich nicht sogleich zurückzögen. Dies erschreckte sie einen Augenblick, und sie wichen zurück; doch ehe ich das Thor erreichen konnte, rief einer von ihnen: „Er hat kein Pistol; er thut nur so, um uns zu schrecken.“ In demselben Augenblick stürzten beide auf mich zu. Mir blieb jetzt kein anderes Mittel zur Rettung als die Flucht. Schnellfüßig, wie ich war, sprang ich fort, und suchte Schutz in der Wohnung eines Freundes, der einige Zimmer in einem großen, alten Gebäude bewohnte, in das man, wie dies bei vielen Wohnhäusern Italiens der Fall ist, durch eine breite, offene Treppe von der Straße her eintrat. Ich hörte meine Verfolger hinter mir, gewann aber die Treppe, und eilte hinauf nach der Thüre, die zu den Gemächern meines Freundes führte. Als ich sie jedoch erreicht hatte, wagte ich nicht zu klopfen, aus Furcht, der Ton würde meine Feinde an den Ort führen, wo ich war, ehe mein Freund erscheinen konnte, um mich einzulassen. Es war mein Glück, daß ich dies unterließ, denn ich hörte die Stimme meiner Verfolger hinter mir, und vernahm deutlich, wie der Eine zum Andern sagte: „Er ist hier herein gegangen, und muß noch auf der Treppe sein; laß uns suchen.“

Man denke sich meinen Schrecken, als ich ihre Tritte auf der Treppe hörte, und zuletzt sogar bemerkte, daß sie heruntappten, um mich zu entdecken. Ich drückte mich dicht an die Thür und hielt den Athem an, damit kein Laut meine Anwesenheit verriethe. Zum Glück waren die Treppen sehr breit und unregelmäßig gebaut, und völlig dunkel. Mehr als einmal gingen die Beiden an mir so nahe vorbei, daß sie fast meine Kleider berührten. Endlich, nach langem Suchen, zogen sie sich zurück. Ich fing wieder an, freier zu athmen, wagte aber lange Zeit nicht, den Beistand meines Freundes anzurufen. Doch als ich weder ihre Tritte, noch ihre Stimmen hörte,

schloß ich endlich, sie hätten angenommen, ich sei in der Wohnung meines Freundes, und hätten deßhalb meine Verfolgung aufgegeben. In dieser Voraussetzung wagte ich zu klopfen; kaum aber hatte ich es gethan, als ich zu meinem größten Entsetzen den Ausruf hörte: „Bei der Mutter Gottes! Er ist immer noch da!“ Zugleich fingen Beide an, die Treppe wieder aufzusteigen, so schnell es die Dunkelheit gestatten wollte. Ich klopfte fort, und erhielt gerade noch zeitig genug Einlaß; denn die Thür schloß sich fast im Angesicht meiner Verfolger.

Nach einer Berathung mit meinem Freunde entschlossen wir uns, bewaffnet die Räuber zu verfolgen; denn für Straßenräuber mußten wir sie halten, da ich Niemand beleidigt hatte, und mir also einen so tödtlichen Haß nicht erklären konnte. Wir konnten jedoch auf der Straße keine Spur von dem Feinde auffinden; wir gingen daher gerade zum Wachtthause, gaben an, was eben begegnet sei, und ich fügte eine ziemlich genaue Beschreibung der beiden Personen bei. Der Offizier der Wache versprach, Jeden genau zu beobachten, der am Morgen zu dem Stadtthore hinausgehen würde; denn es war wahrscheinlich, daß die Männer, die mich angefallen hatten, keine Zeit verlieren würden, aus der Stadt zu entfliehen.

Früh am Morgen wurde ich aufgefordert, mich ins Wachtzimmer zu begeben. Ich fand, daß man zwei Männer, auf welche meine Beschreibung paßte, zurückgehalten hatte. Ich erkannte sie sogleich für die beiden Männer, die mich angegriffen hatten; als ich aber ihr Gesicht betrachtete, las ich dort einen Ausdruck, der mich sogleich bestimmte, sie nicht anzuklagen, sondern vielmehr zu erklären, daß ich sie nicht kenne. Der Offizier schien über meine Aussage erstaunt, und sagte: „Aus Gründen, die Ihnen am besten bekannt sind, wollen Sie sie nicht kennen.“ Ich blieb jedoch bei meiner Aussage, und sie wurden in Folge dessen entlassen.

Einige Tage darauf verlangten dieselben zwei Männer mich zu sprechen, nicht allein, wie sie sagten, um mich wegen jeder fernern Belästigung von ihrer Seite zu beruhigen, sondern auch, um mir für meine großmüthige Schonung zu danken. „Denn,“ fügten sie hinzu, „wir sahen, daß Sie uns erkannten, und gestehen offen, daß nur ein Engländer mit solcher Großmuth handeln konnte.“ Der Angriff auf mich war, wie sie sagten, nur aus einem Irrthum entstanden. Sie hatten sich an einer anderen Person, die sie zu derselben Stunde an dem von mir bewohnten Hause erwarteten, für eine schwere Beleidigung rächen wollen.